

ÇİYA

Raum für unsichtbare Stimmen

Mit Beiträgen von

Sohaila Awad
Eze Gülistan Gül
Ceren Kaya
Antonia Binta Kreuter
Zahra Amini
Julia Tautz
Dareen
Kaleidolicious
Marta Taş
Janita-Maria Juvonen
Fanar Menther Haji
Shano Rashid
Layla Mirza

Frau*

Beschreibung des Coverbilds

Der kurdische Fotograf *Rudy Tahlo* stammt aus Nordostsyrien, aus der Region Rojava. Seine Fotografien fangen nicht nur die landschaftliche Schönheit, sondern auch die Gesichter und die vielfältigen Geschichten der Region ein, die im Verborgenen liegen. Mit dem Coverbild möchte Rudy die außergewöhnliche Schönheit der kurdischen Großmütter ins Licht rücken, ihre Lebenserfahrungen und ihre Kämpfe sichtbar machen. In den Zeichen des öffentlichen Rauchens, den tiefen Falten ihrer Gesichter, den traditionellen Gesichtstattoos und der bunten Tracht spiegeln sich sowohl der Widerstand als auch die Lebenskraft der Frauen. In Bezug auf das Bild sagt Rudy: „Jede Falte in ihrem Gesicht trägt die Geschichte eines Widerstandes, den die Oma in ihrem Leben geführt hat.“

Editorial
5

Die Autor:innen
6



Hoffnung im Gepäck, Stärke in den Händen
// Ceren Kaya
10

Ungehorsamer Teig
// Dareen
14

Zwischen Sichtbarkeit und Rollenbild
// Marta Taş
18



Weiß-Sein in nicht-weißer Haut
// Julia Tautz
22



Akademischer Feminismus und die unsichtbaren Grenzen
// Antonia Binta Kreuter
28



Scheidung
// Shano Rashid
32

Seit drei Jahren die Luft zum Atmen geraubt
// Zahra Amini
34

Widerspruch
// Sohaila Awad
38



Wenn Assimilation zur Entscheidung wird
// Eze Gülistan Gül
40

Ein Außerirdischer in der eigenen Haut
// ÇİYA
46



Zwischen den Welten: Laylas Weg durch Vertreibung und Selbstbestimmung
// Interview mit Layla Mirza
52

Zwischen Bart und Banalitäten
// Kaleidolicious
58

Die Anderen: Menstruation – Ein Einblick ins Buch
// Janita-Maria Juvonen
64



Frauen und Frauen
// Fanar Menter Haji
72

Über ÇİYA*
72

Impressum + Danksagung
73

Liebe Leser:innen,

fast täglich kommt es in Deutschland zu einem Femizid – ein erschreckendes Zeichen dafür, wie präsent und vielseitig Gewalt gegen **Frauen*** ist. Ob körperlich, psychisch oder strukturell, sie zeigt sich in unterschiedlichsten Formen: am Arbeitsplatz, im eigenen Zuhause, auf der Straße oder in gesellschaftlichen Normdiskursen. **Frauen*** werden dabei nicht nur marginalisiert und stereotypisiert, sondern auch häufig auf die Rolle von Objekten in öffentlichen Debatten reduziert. Diese Mechanismen wurzeln tief in patriarchalischen (Denk-)Strukturen, die das gesellschaftliche Denken bis heute maßgeblich prägen. Wir sind überzeugt: Die Welt wird erst frei sein, wenn alle **Frauen*** frei sind. **Frauen*** sind keine Objekte, sondern lebendige Subjekte, deren Stimme eine Revolution verkörpert. Sie stehen nicht passiv am Rand, sondern kämpfen aktiv, lautstark und unbeirrt für ihre Rechte. Dieser Kampf spiegelt sich auch in der weltweiten Frauenbewegung wider, die unter dem Motto „*Jin, Jiyan, Azadî*“ (dt. Frau, Leben, Freiheit) die Solidarität und Macht von **Frauen*** eindrucksvoll zeigt.

Doch trotz dieser Errungenschaften werden die Kämpfe geflüchteter, migrantischer und marginalisierter **Frauen*** in den gesellschaftlichen Diskursen der Frauenbewegungen oft ignoriert. Ihre Stimmen und Erfahrungen, geprägt von Mehrfachdiskriminierung und oft unsichtbaren Widerständen, verdienen mehr Raum und Anerkennung. Denn die Geschichte der Frauenbewegung ist unvollständig, solange sie nicht die Vielfalt der Kämpfe und Perspektiven aller **Frauen*** umfasst.

Wir möchten mit dieser Ausgabe dazu beitragen, die Kämpfe und Geschichten von **Frauen***, insbesondere geflüchteter, migrantischer und marginalisierter **Frauen***, sichtbarer zu machen – als lebendige Zeugnisse von Mut, Widerstand und Solidarität. Sie umfasst Themen wie die Rolle der Gastarbeiterinnen, die Herausforderungen geflüchteter **Frauen***, die Zwangsassimilation kurdischer **Frauen***, Obdachlosigkeit, politische Unsichtbarkeit und die Zwänge von Abtreibung sowie Scheidung. Zudem beleuchten wir die Diskriminierung Schwarzer **Frauen***, den kulturellen Phantomschmerz und den Bruch mit Geschlechternormen sowie die Lebensrealität von **Frauen*** in Afghanistan.

Diese **ÇİYA**-Ausgabe ist für alle unbekannten Frauengesichter, die sich für die Verbesserung unserer Welt ihr Leben geopfert haben.

Wir wünschen viele inspirierende Momente beim Lesen!

Bergige Grüße

Duleem Monzer

Duleem und Monzer

Die

Autor:innen



Ceren Kaya (sie/ihr)

Ich bin Ceren Kaya und Kind des Ruhrgebiets. Aufgewachsen in Dortmund, habe ich mit Leidenschaft Biologie an der Ruhr-Universität Bochum studiert. Groß geworden bin ich zwischen zwei Kulturen und Ländern, was ich als Bereicherung empfinde. Ich bin ein kreatives Köpfchen und nehme mir von beiden Kulturen gerne das, was mir gerade passt. Wenn ich nicht als Aktivistin oder ehrenamtlich neben meinem Vollzeitjob unterwegs bin, findest du mich mit einem guten Kaffee draußen in der Natur. Ich bin ein zielstrebiges Wesen, immer bereit für eine Challenge, jongliere gerne mit Wörtern und denke am liebsten in Bildern. Mein Text ist eine Hommage an die Gastarbeiterinnen, zu denen auch meine Tante gehört.



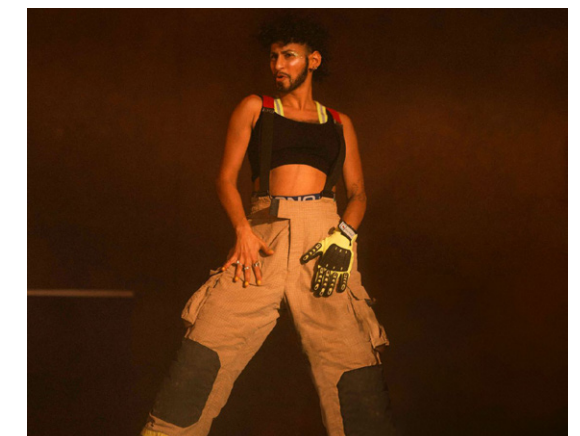
Julia Tautz (sie/ihr)

Ich bin Julia Tautz, Jahrgang 1989, und arbeite als freie Lektorin, Autorin und Journalistin in Berlin, u. a. für die taz, den rbb und das Missy Magazine. Ich habe Kulturwissenschaften und ästhetische Praxis in Hildesheim und Vergleichende Literatur- und Kunstwissenschaft in Potsdam studiert. Nach meinem Studium war ich in der Verlagsbranche tätig. Aktuell schreibe ich an einem Roman und einem Essayband.



Dareen (sie/ihr)

Hei ^^ ich bin Dareen, eine Künstlerin. Ich mag Koriander, kurze Haare und das Wort verlernen. Es gibt vieles, das ich verlernen möchte, aber das Leben ist dafür sehr kurz. Deshalb schreie ich in meinem Schreiben und Malen nicht nur, um der jungen Dareen ihre verlorene Stimme zurückzugeben, sondern auch, um zu leben. Ich lebe, um Kunst zu erschaffen – nicht umgekehrt. Wenn ich keine Kunst mache, studiere ich Soziologie ☺.



Kaleidolicious (dey/deren)

Ich bin Kaleidolicious. Ich bewege mich zwischen Gender und Kulturen, klettere auf Bäumen, spanne meine Hängematte dazwischen, um die letzte Abendsonne zu erwischen und stecke dabei meine Nase in Jasminblüten. Als Kind habe ich schon Verkleidungskisten durchwühlt, in Werkzeugkästen gestöbert, mit Teleskopen und Kaleidoskopen gespielt, und die Schuhe und Hosen meines Papas geklaut. Heute tobe ich mich als Drag King in Berlin aus. Ich jongliere mit Gendernormen und erforsche weiterhin kreativ die Facetten von Identitäten und Sprachen. Inspiriert werde ich von Pilzen, dem Zirkus und den vielen Drag Kings und Creatures um mich herum.



Shano Rashid (sie/ihr)

Ich bin Shano und komme ursprünglich aus Sulaymaniah in der autonomen Region Kurdistan. Ich bin auf der Flucht im Iran zur Welt gekommen und lebe seit meinem ersten Lebensjahr im schönen Baden-Württemberg. Als Lehrerin an einer Haupt- / Werkrealschule setze ich mich für Wertebildung und Chancengerechtigkeit ein. Ich liebe meine Arbeit und kann mir nichts Schöneres vorstellen, als täglich junge Menschen in ihrer Entwicklung zu unterstützen und zu begleiten.



Zahra Amini (sie/ihr)

Mein Name ist Zahra Amini. Seit 2018 arbeite ich als Dozentin im Fachbereich Bildungsmanagement an der Universität für Lehrerbildung in Kabul. Im Dezember 2022, nachdem die Taliban die Universitäten für Frauen geschlossen hatten, war ich gezwungen, mein Heimatland zu verlassen. Seitdem lebe ich in Deutschland und lerne die deutsche Sprache.

Sohaila Awad (sie/ihr)

Ich bin Suhayla. Ich bin an der Mittelmeerküste in Ägypten groß geworden. Am Meer fühle ich mich beheimatet. Seit meiner Jugend bin ich ein sehr politischer Mensch. Ich habe Politik, Islamwissenschaften und Gender Studies studiert. Mich beschäftigen insbesondere Themen der sozialen und politischen Ungleichheit. Ich provoziere gerne und freue mich sehr, wenn ich gedanklich herausgefordert werde.



Fanar Menter Hajji (er/ihm)

Ich heiße Fanar und komme aus dem Irak. Ich bin 22 Jahre alt und habe nach meinem Abitur beschlossen, meine Freizeit sinnvoll zu nutzen. Dabei entdeckte ich meine Leidenschaft fürs Schreiben, Lesen und gesellschaftliches Engagement, insbesondere für Menschenrechte und Umweltschutz. Beim Spaziergehen reflektiere ich oft über meine Gedanken, was ich gerne mit Kopfhörern mache, um andere nicht zu irritieren. Besonders wichtig ist mir die Situation von Frauen und Mädchen in meinem Heimatland, weshalb ich ihre Geschichten und Anliegen in einer Zeitschrift sichtbar machen möchte.



Eze Gülistan Gül (sie/ihr)

Ich bin aufgewachsen auf der Schwäbischen Alb. Ich studiere derzeit Soziologie und Politikwissenschaft. Mit Erfahrungen in Berlin, Jerewan und Kampala arbeite ich an der Schnittstelle von Staatenlosigkeit, Minderheiten und Widerstand und setze mich engagiert für marginalisierte Gruppen ein. Meine Seele finde ich am liebsten in den Bergen und im Garten meiner Großeltern, wo ich im Sommer die Natur genieße – begleitet von dem Lied „Evîna du Çiyaya“ (die Liebe zweier Berge).



Marta Taş (sie/ihr)

Ich heiße Marta Taş, bin 21 Jahre alt und studiere Sozialwissenschaften an der Ruhr-Universität Bochum. Seit meiner Schulzeit engagiere ich mich sozial, unter anderem als Jugendsprecherin, Social-Media-Managerin und Projektleiterin bei GEMI e. V. in Bochum. Zusätzlich bin ich im Integrationsausschuss der Stadt Bochum für Bündnis 90/Die Grünen aktiv und setze mich als UNESCO-zertifizierte Sevensgardens-Dialogerin für Umweltbewusstsein ein. Meine kurdischen und armenischen Wurzeln sowie die Geschichte meines Großvaters, der Teil der 68er-Bewegung in der Türkei war, haben meinen politischen Aktivismus geprägt. Mein Fokus liegt vor allem auf Bildungs-, Sozial- und Jugendpolitik.



Layla Mirza (sie/ihr)

Ich bin Layla – Model und Menschenrechtsaktivistin. Ich nutze meine Plattform, um gesellschaftlich relevante Themen sichtbar zu machen, insbesondere Frauenrechte, jesidische Frauen und die Rechte marginalisierter Gruppen. Dabei verbinde ich Kunst, Kultur und Aktivismus, um Veränderungen anzustoßen. Mein Verein Roj Vision setzt sich für Aufklärung, Empowerment und Gerechtigkeit ein. Gleichzeitig zeige ich die kulturelle Vielfalt meiner jesidischen Wurzeln und lebe mein Leben selbstbestimmt – so, wie jede Frau es sollte.



Antonia Binta Kreuter (sie/ihr)

Mein Name ist Antonia Binta Kreuter und ich bin 22 Jahre alt. Ich studiere im 7. Semester Psychologie an der Universität Ulm und ich bin Stipendiatin des evangelischen Studienwerks „Villigst“. Seit mehreren Jahren setze ich mich zunehmend mit politischen Themen auseinander und engagiere mich aktiv für Feminismus, Antidiskriminierung und Awareness. Dabei ist es mir ein Anliegen, Schwarzen Menschen eine Stimme zu geben. Ich beanspruche nicht, für alle Schwarzen Frauen in Deutschland zu sprechen, aber ich möchte dazu beitragen, dass mehr Perspektiven gehört und sichtbar werden.



Janita-Maria Juvonen (sie/ihr)

Ich heiße Janita-Maria Juvonen, bin Erfahrungsexpertin, Autorin und Sozialaktivistin. Nach 14 Jahren Obdachlosigkeit lebe ich seit ebenso langer Zeit in meiner eigenen Wohnung. 2023 habe ich mein erstes Buch „Die Anderen – die harte Realität der Obdachlosigkeit“ veröffentlicht, in dem ich persönliche Erfahrungen und Vorschläge zum Abbau von Vorurteilen teile. Ich bin im deutschsprachigen Raum unterwegs, um durch Lesungen, Workshops und Diskussionen auf das Thema Wohnungslosigkeit aufmerksam zu machen, besonders auf die Situation wohnungsloser Frauen. Zusätzlich betreibe ich Aufklärungsarbeit auf Social Media und biete Stadtführungen sowie Workshops in Essen an.



Hoffnung im Gepäck, Stärke in den Händen

Text + Foto 2: Ceren Kaya
Foto 1: Unsplash

Die Gastarbeiterinnen, die kamen, um zu arbeiten – und unser Leben bis heute prägen

Stell dir vor, du baust ein Land mit auf und niemand weiß etwas über dich. Genau das ist die Geschichte von den Frauen, die als Gastarbeiterinnen nach Deutschland kamen. Stets im Hintergrund. Haben ihre Heimat, Freunde und Träume hinter sich gelassen, um ihren Nachkommen ein besseres Leben zu ermöglichen. So viel Aufopferung und Hingabe und dennoch kein Verdienstkreuz, keine Ehrung und nicht einmal ein Denkmal. Mich würde es heute nicht geben, wenn es sie nicht geben würde: meine Tante; Gastarbeiterin. Ich bin Ceren Kaya, Dortmunderin, Akademikerin, IT-Beraterin, Stipendiatin der Deutschlandstiftung, Vorsitzende des Fördervereins Freunde des Konzerthaus Dortmund und politische Aktivistin. Nur eine Auswahl an Titeln und Auszeichnungen, die meine Regale und Wände schmücken. Aber auf keinen Titel bin ich stolzer als auf diesen: Gastarbeiterkind. Ermöglicht und angetrieben durch meine Tante. Vielleicht, um durch mich ihren Traum zu leben,

aber vielleicht auch ein rebellischer Akt, um sich den Orden, den sie eigentlich verdient hätte, nach und nach mit meinen Auszeichnungen zu holen.

Als 2021 „60 Jahre Gastarbeiter in Deutschland“ gefeiert wurde, durfte ich als 3. Generation an einem Symposium teilnehmen. Erst auf der Bühne habe ich so richtig erfahren, was die erste Generation – die meiner Großeltern – damals durchgemacht hat. Und fragte mich selbst, warum ich so wenig über diese Zeit weiß. Weil sie einfach nie darüber sprachen und sprechen. Auf diesem Symposium durfte ich die Bühne mit Reyhan Güntürk teilen. Sie ist Gastarbeiterin der 2. Generation und seit 2013 Leiterin des Kommunalen Integrationszentrums (MIA-DO-KI) in Dortmund. In einem Interview mit ihr nahm sie mich zurück in ihre Vergangenheit und teilte mit mir Geschichten, die wir in keinem Geschichtsbuch so einfach finden werden:

Reyhan Güntürks Mutter kam als 1. Generation nach Deutschland. Sie ahnte, dass sie schwanger ist, ver-

schwieg es jedoch, da sie zum Arbeiten in Deutschland und eine Schwangerschaft in den Unternehmen nicht gern gesehen war. Nach ihrer Geburt in Deutschland ging es für Reyhan Güntürk zurück in die Türkei und zu ihren Großeltern in das Dorf ihrer Familie in Erzincan. Dort lebte sie bis zu ihrem 4. Lebensjahr. Schließlich musste ihre Mutter in Deutschland weiterarbeiten, um ihren Kindern später ein besseres Leben zu ermöglichen. Es sind Erlebnisse einer 4-Jährigen, die aus ihrem bekannten Umfeld herausgerissen wird, um in einem für sie neuen Land und Umfeld ein neues Leben zu beginnen. Eine richtige Vorstellung, wie das Leben hier in Deutschland sein würde, hatte sie damals nicht. Weil sie keinen Kindergartenplatz hatte, brachte ihre Mutter ihr zwischen Haushalt und Job das Alphabet und die Zahlenreihe bei, weil sie wohl vermutete, dass die Kinder im Kindergarten auch auf die Schule vorbereitet würden. Damit wollte sie sicherstellen, dass ihr Kind nicht mit einem Defizit eingeschult wird. Dieser Punkt ist der Diplom-Sozialwissenschaftlerin Reyhan Güntürk auch heute noch wichtig: die Sprache des Landes sprechen können. Nicht nur wegen der Integration, sondern auch, um sich ausdrücken und mitsprechen zu können sowie gehört zu werden, und um in bestimmten Situationen Kritik zu üben, sich zu verteidigen und ganz besonders für sich selbst eintreten zu können.

Viel zu häufig erlebt sie heute noch, dass Menschen unmündig sind, weil sie sich nicht ausdrücken können, da sie die Sprache des Landes, in dem sie leben, nicht sprechen können.

Ich könnte Reyhan Güntürk stundenlang zuhören, denn immer wieder fallen ihr Geschichten ein: Anekdoten von damals, die sie heute noch mit ihren Freundinnen teilt. Neulich wurde ihr auch wieder bewusst, dass ihr engster Freundeskreis aus Menschen besteht, die selbst zur 2. Generation der GastarbeiterInnen gehören. Zum einen, sagt sie, weil sie Identisches und somit Verbindendes erlebt haben, zum anderen aber auch, weil sie heute über vieles gemeinsam lachen können: „Ich habe das Gefühl, dass sich Gastarbeiterkinder irgendwie ‚blind

verstehen‘ und die ‚selbe Sprache‘ sprechen. Es schweißt zusammen, egal, aus welchem Land sie kommen.“ Häufig hört sie auch von Menschen, die nicht als GastarbeiterInnen nach Deutschland kamen, dass sie diese Geschichten in einem Buch festhalten sollte. Auch Güntürk findet, dass es wichtig sei, diese Erinnerungen weiterhin zu teilen und ihnen dafür den Raum zu geben. Und das nicht nur alle 10 Jahre zu den Jubiläen, sondern immer wieder daran zu erinnern, dass diese Menschen – so auch ihre Mutter – dieses Land nach dem Krieg mitaufgebaut und viel dafür geopfert haben. Ja, auch Güntürk ist es wichtig, die Lebensleistung und den Mut dieser Frauen angemessen zu ehren und auch darzustellen.

Und so sprechen wir

auch über den Besuch des Bundespräsidenten Frank-Walter Steinmeier, der im April 2024 anlässlich des 100. Jubiläums der Aufnahme diplomatischer Beziehungen zwischen der Republik Türkei und Deutschland in der Türkei war. Mit seinem Besuch wollte er seine Wertschätzung insbesondere auch für die Tausenden von türkischen GastarbeiterInnen zum Ausdruck bringen. Sein Gastgeschenk war keine Nusschokolade, die die Augen unserer Verwandten in der Türkei zum Leuchten bringt, sondern ein 60 Kilogramm schwerer, tiefgefrorener Dönerspieß. Wie viele Menschen auch fand Güntürk dieses Gastgeschenk unpassend: „Er hätte doch Menschen der 2. oder 3. Generation mitnehmen können: WissenschaftlerInnen, Arbei-

terInnen, PolitikerInnen oder UnternehmerInnen, so bspw. die Biontech-Gründer Dr. Özlem Türeci und Prof. Dr. Uğur Şahin. Viele haben das Gefühl, dass sie immer noch auf den Döner-Erfolg reduziert werden, aber die diversen, täglichen Lebensrealitäten und -leistungen nicht gesehen werden.“ Sowohl Türeci als auch Şahin – beide EntwicklerInnen des ersten zugelassenen Impfstoffs gegen Covid-19 – sind wie viele weitere erfolgreiche türkischstämmige Menschen Kinder von GastarbeiterInnen.

Ihren Eltern hat Güntürk noch nie einen Vorwurf gemacht, dass sie sich für ein Leben fernab ihres Herkunftslandes entschieden haben. Schließlich war ihre Mutter gerade 25, als sie in ein komplett fremdes Land reiste und nichts kannte. Diese Hochachtung vor ihr hat Güntürk heute noch und dann schmunzelt sie und sagt: „Manchmal frage ich mich schon, ob ich der Mensch, der ich heute bin, auch in dem Dorf in Ostanatolien geworden wäre. Wahrscheinlich wohl nicht.“

In dem Gespräch bemerke ich auch viele Parallelen zwischen unseren Leben. Auch sie begleitete ihre Eltern zu Terminen bei Behörden und war Dolmetscherin bei ÄrztInnen. Routine bei vielen Kindern von GastarbeiterInnen. Während unseres Gesprächs wird uns nochmal bewusst, welche hohe Verantwortung wir schon mit 7 Jahren hatten und dass unsere Kindheit doch anders geprägt war als die von Nicht-Gastarbeiterkindern. Was uns sicherlich auch verbindet, ist der unermüdliche Einsatz unserer Eltern, stets Teil dieser Gesellschaft zu sein und sich einzubringen. So war es Güntürks Eltern immer wichtig, dass sie gut in der Schule ist

und dranbleibt: „Auch wenn meine Eltern mir nicht aktiv bei den Hausaufgaben helfen konnten, wussten sie immer einen Weg und schafften Möglichkeiten für Nahlilfeunterricht, damit ich dranbleibe und den Anschluss nicht verliere.“ Zum Abschluss unseres Gesprächs sagt sie noch einmal, wie wichtig es ist, die Geschichten der Gastarbeiterinnen immer wieder zu thematisieren und durch Reportagen, Bücher oder Interviews festzuhalten: „Damit wir die Erinnerungen und Geschichten nicht verlieren und die Menschen damit würdigen.“

2023 habe ich mich bei der Politik Akademie der Vielfalt mit meinem Buchprojekt „Gastarbeiterin in 3. Generation“ beworben, um all meine offenen Fragen und die unsichtbaren Frauen ans Tageslicht zu bringen. All die Geschichten, die sie in sich tragen. Aber mit dem Tatendrang von den Frauen der ersten Stunde, die ein unbekanntes Land bereisten, springe ich immer wieder in neue Abenteuer und schaffe es nicht, meine eigenen Fragen zu stellen und dieses Buch zu schreiben. Aber vielleicht muss das auch nicht passieren. Und dann

denke ich mir: Ein Buch oder ein Denkmal wäre auch viel zu einfach. Denn das, was sie hier gebaut, geleistet und erduldet haben, spricht für sich und macht sie omnipräsent. Wie willst du Mutter Erde etwas schenken, was sie einst selbst gebaut hat? Eben!

Dennoch beschäftigen mich viele Fragen: Warum wissen wir so wenig über ihre Ankunft, die Hürden, das neue Leben und die Wunden, die sie bis heute noch in ihren Herzen mit sich tragen? Weil sie heute noch daran glauben, dass sie eines Tages zurückkehren werden? Oder weil sie gelernt haben, nicht aufzufallen? Sie sind schließlich zu Gast hier. Auf Lebenszeit. Vielleicht schweigen sie, weil sie es nicht anders gelernt haben und den Funken Hoffnung auf ein besseres Leben weitergeben wollen, damit er in uns Feuer fängt und all die Ängste und Sorgen von damals niederbrennt. Das Feuer, was die Gastarbeiterinnen in mir ausgelöst haben, brennt lichterloh und ist stärker als das olympische Feuer. Schenkt mir Hoffnung und gibt mir Kraft. Dafür bin ich unendlich dankbar.

Eure Ceren. Gastarbeiterkind.



Ich habe das Gefühl, dass sich Gastarbeiterkinder irgendwie ‚blind verstehen‘ und die ‚selbe Sprache‘ sprechen. Es schweißt zusammen, egal, aus welchem Land sie kommen.

Ungehorsamer

Teig

Ungehorsamer

Teig

Ungehorsamer

Teig

Ungehorsamer

Teig

Ungehorsamer

Teig

Ungehorsamer

Teig

Text: Dareen
Foto: Unsplash

Ich denke oft an den Satz von Angela Merkel „Wir schaffen das“, den sie im Spätsommer 2015 sagte. Ich frage mich oft, was sie damit meinte: Wer ist das „Wir“? Macht das „Wir“ uns automatisch zu den „Anderen“? Sind wir das „Das“, und was bedeutet „Schaffen“? Meint sie damit die (gescheiterten) Integrationsmaßnahmen?

Meine Professor:innen an der Universität werfen mir oft Subjektivität und Emotionalität in meinen Hausarbeiten vor. Sie sagen, ich sei nicht akademisch und werde es als Forscherin schwer haben, da mir die nötige Neutralität fehle. Doch, Frau Professor Dr., Emotionen machen uns zu dem, was wir sind – und ich bin eine geladene Emotionsbombe, bevor ich Akademikerin bin. Eine dieser Integrationsmaßnahmen war meine Teilnahme an einem Kochkurs in einem Dorf in Hessen im Jahr 2018. Eine Grundschule öffnete ihre Küche für geflüchtete Frauen, um gemeinsam zu backen und dabei Deutsch zu lernen.

An einem Sonntagsabend in dem Backkurs traf ich Sarah und Um-Mohamad. Sarah war 26 Jahre alt und machte eine Ausbildung zur Kauffrau. Wegen ihrer Arbeit konnte sie nur selten am Backkurs teilnehmen; sie arbeitete in einem Schuhladen, doch dort musste sie ihr Kopftuch ablegen. Jeden Tag legt sie ihr Kopftuch vor dem Laden ab und setzt es nach Schichtende wieder auf. Während sie uns von dieser Erfahrung erzählt, weint Um-Mohamad und sagt, dass Gott gnädig sein und ihr verzeihen werde. Um-Mohamad ist hingegen regelmäßig im Backkurs, sogar jedes Mal, denn sonntags um diese Uhrzeit sind ihre drei Kinder bei ihrem Ex-Mann. Sie ist alleinerziehend und verdient ihren Lebensunterhalt mit syrischen Gerichten, die sie in einem Nachbardorf verkauft, wo viele syrische Familien leben. Doch sie fühlt sich oft einsam und vermisst eine

Gemeinschaft. Wegen eines Bandscheibenvorfalles muss sie ständig zu Ärzt:innen und spricht kaum Deutsch, sodass ihre Kinder sie dorthin begleiten und für sie übersetzen müssen. Sie erzählte uns von ihrem letzten MRT-Termin, zu dem sie ihr Handy mitgenommen hatte, um Google Translator zu nutzen. Doch sie wurde angeschrien, als sie versuchte zu erklären, dass sie kein Deutsch versteht und deswegen den Translator braucht. Schließlich schrie das Pflegepersonal sie so laut an, bis sie das Handy wegpackte.

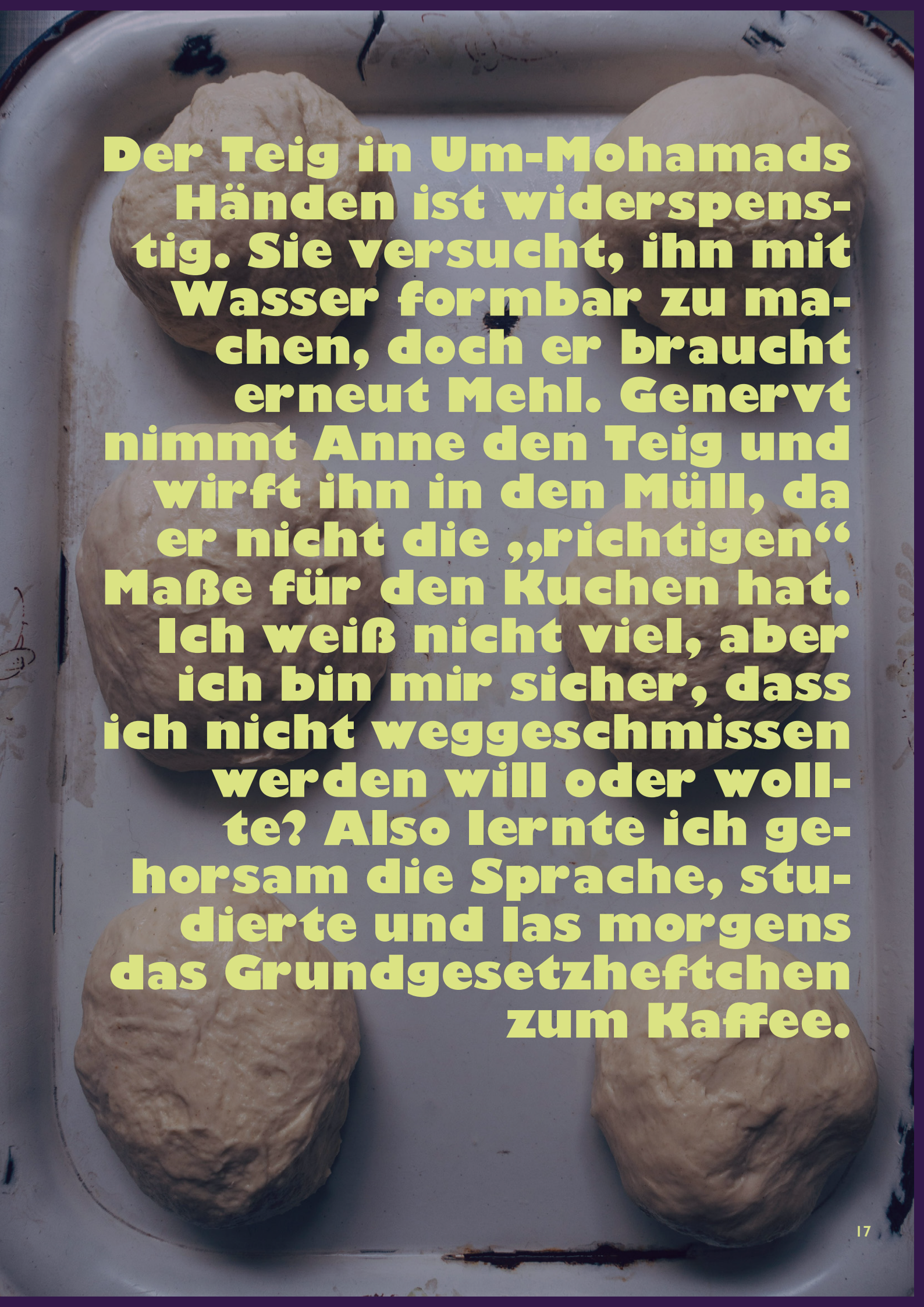
Sarah schlägt ihr vor, mit ihr zu den Terminen zu gehen, bis sie eine Übersetzerin für Um-Mohamad findet. Um-Mohamad lächelt dankbar, während sie den Teig knetet, faltet und an die Tischkante klopft. Ich beobachte ihre Hände und sehe uns geflüchtete Frauen in dem Teig wieder: so biegsam und formbar, in Deutschland geknetet und gefaltet von allen Seiten, ohne jemals wirklich von der deutschen Bürokratie-Hand zur Ruhe zu kommen. Aus meinen Gedanken gerissen, höre ich die laute Stimme von Anne, der ehrenamtlichen deutschen Frau, die den Kurs leitet. Sie spricht laut, damit wir sie verstehen, doch ich frage mich: Wer hat sich ausgedacht, dass lautes Reden zu Verständnis führt? Zurück zum Teig Dareen: Der Teig in Um-Mohamads Händen ist widerspenstig. Sie versucht, ihn mit Wasser formbar zu machen, doch er braucht erneut Mehl. Genervt nimmt Anne den Teig und wirft ihn in den Müll, da er nicht die „richtigen“ Maße für den Kuchen hat. Ich weiß nicht viel, aber ich bin mir sicher, dass ich nicht weggeschmissen werden will oder wollte? Also lernte ich gehorsam die Sprache, studierte und las morgens das Grundgesetzheftchen zum Kaffee.

Ich verlasse die Küche, Um-Mohamad folgt mir; sie fragt, ob ich ihrer WhatsApp-Gruppe für geflüchtete Frauen in Nordhessen beitreten möchte. Ohne nachzudenken

nickte ich und lief dann zurück zu meinem siebten „Zuhause“ in Deutschland. Beim Laufen scrolle ich durch die alten Nachrichten in der Gruppe und finde einen Link zu einer Facebook-Gruppe, in der Frauen über belästigende Männer auf der Straße posten, um andere Frauen vor ihnen zu warnen. Ich bin überrascht über das stabile Netzwerk, das die Frauen untereinander aufgebaut haben in so wenigen Jahren. Ich schalte die Gruppe stumm und denke an das tröstende Gespräch zwischen mir, Sarah und Um-Mohamad. Ich weiß nicht, was ich mit diesen Geschichten anfangen werde, denn ich habe keine Macht, etwas zu ändern – so dachte ich zumindest damals. Heute, kurz vor meinem Bachelorabschluss in Soziologie, möchte ich diesen Frauen gerecht werden. Ich will ihren solidarischen Umgang miteinander wertschätzen, indem ich ihre verlorenen Stimmen hörbar mache, denn zufällig halte ich jetzt das Mikrofon in der Hand.

Doch nicht immer werden Frauen mit Mikrophonen zugehört, denn ich erinnere mich an einen Tag in einer Beratungsstunde bei einer Professorin zu meiner Hausarbeit über die Diskriminierung geflüchteter Frauen in Deutschland. Ich stelle mein Thema so leidenschaftlich und präzise wie möglich vor, und als Antwort bekomme ich den Kommentar von ihr, dass „alle Frauen Diskriminierung erleben“ also nicht nur geflüchtete Frauen, und sie nicht versteht, warum mein Fokus speziell auf geflüchteten Frauen liegt. Ihre Antwort löst eine existenzielle Krise in mir aus, und ich denke: „Oh, Frau Professor Dr., genau hier beginnt alles – hier zeigt sich die statistische Diskriminierung... in Ihrem Seminar, unter Ihrer Leitung.“ In vielen akademischen Studien sind Frauen allgemein unterrepräsentiert, und ihre spezifischen Merkmale, abgesehen von ihrer Herkunft, bleiben oft unterfasst. Das führt zu statistischer Diskriminierung. Besonders das Wissen über die Lebenslagen geflüchteter Frauen in Deutschland bleibt stark eingeschränkt. Der schwierige Zugang zu Informationen über die Herausforderungen geflüchteter Frauen hat mehrere Gründe: Sprachbarrieren, Prioritätensetzung des Staates, verständliches Misstrauen seitens der geflüchteten Frauen gegenüber dem Staat. Nichtsdestotrotz stellt die systematische Untersuchung der Lebenslagen geflüchteter Frauen eine große Anforderung an

Deutschland dar. Die Lösung dieser Informationsdefizite erfordert institutionelle und strukturelle Anpassungen. Zusätzlich basieren die vorliegenden Daten oft auf einer verzerrten Wahrnehmung der untersuchten Gruppe (geflüchtete Frauen), und auf Stereotype, Vorurteile und Diskriminierungen sowie einem Machtgefälle zwischen Forschenden und den erforschten Personen, welche das Ergebnis beeinflussen. Es ist wichtig zu betonen, dass Geflüchtete allgemein eine vulnerable Gruppe darstellen, doch geflüchtete Frauen eine besondere Rolle einnehmen, da sie von mehreren Unterdrückungssystemen betroffen sind. Hier setze ich auf den Begriff der Intersektionalität, denn der Kampf geflüchteter Frauen für ihre Rechte lässt sich nur durch eine intersektionale Linse verstehen. Das Patriarchat beeinflusst Kapitalismus und White Supremacy in der deutschen Mehrheitsgesellschaft, eine Jobabsage für eine geflüchtete, alleinerziehende Frau mit Kopftuch lässt sich nicht einfach analysieren, denn diese Lücke lässt sich nur durch eine feministische, intersektionale Perspektive erfassen. Der Fokus dieser Ausgabe liegt auf der Frau, und man könnte sich automatisch fragen: Warum? Sind nicht alle Geflüchteten von Unterdrückung betroffen? Meine Antwort darauf ist „jein“ bzw. „Ja, aber...“. Hier liegt der zentrale Punkt: Es reicht nicht zu sagen, wir sind alle unterdrückt, ohne die Unterdrückungssysteme offen zu legen. Dies soll jedoch kein Wettstreit des Leids werden (wer leidet mehr als der andere), doch ich muss sagen, wenn wir den Kampf gegen die unterdrückenden Systeme als Duell betrachten, stehen marginalisierte Menschen oft unbewaffnet da, während privilegierte Personen viele Mittel in der Hand haben. Am Ende des Tages schaffen wir es nur gemeinsam und wie mein Lieblingsplakat aus der feministischen Bewegung sagt: „Alle Anliegen sind Prioritäten, und Solidarität ist die Lösung.“ Dieser Artikel ist für Sarah, für Um-Mohamad, für Rana, die für ihr Pflegerecht kämpft gegen ihren gewalttätigen Ex-Mann, für Maryam, die jeden Tag auf der Straße ungewollte Heiratsanträge bekommt, aber ihr Studium trotzdem weiterführt. Für Um-Alaa, die nicht zur Sprachschule gehen darf bis sie mit einem Jungen schwanger wird, für Noor, Salma, Khadijah und Rojeen und für alle geflüchtete Frauen, die jeden Tag lautlos kämpfen.



Der Teig in Um-Mohamads Händen ist widerspenstig. Sie versucht, ihn mit Wasser formbar zu machen, doch er braucht erneut Mehl. Genervt nimmt Anne den Teig und wirft ihn in den Müll, da er nicht die „richtigen“ Maße für den Kuchen hat. Ich weiß nicht viel, aber ich bin mir sicher, dass ich nicht weggeschmissen werden will oder wollte? Also lernte ich gehorsam die Sprache, studierte und las morgens das Grundgesetzheftchen zum Kaffee.

Zwischen Sichtbarkeit und Rollenbild

Frauen mit internationaler Familiengeschichte in der Politik und die Rückkehr traditioneller Werte

Im 21. Jahrhundert, in einem modernen europäischen Land wie Deutschland, das demokratische Werte und Bildung hochhält, könnte man erwarten, dass Frauen alle Türen in der Bildungs- und Berufswelt bis hin zu Karrieremöglichkeiten offenstehen. Doch sind wir „undankbar“, „zu links“ oder gar „zu feministisch“ und „dramatisch“, wenn wir in Diskussionen über Gleichberechtigung Themen wie den Gender Pay Gap, Intersektionalität, die Bedeutung von Diversität in allen Bereichen und die

Stärkung von Frauen in unserer Gesellschaft ansprechen? Wer entscheidet darüber, welche Themen „wichtig genug“ sind, um in den verschiedenen Bundesländern und Städten diskutiert zu werden und welche finanziell unterstützt werden, um eine größere Reichweite zu erzielen? Letztlich trifft die Politik diese Entscheidungen, die unsere Möglichkeiten beeinflussen, mit verschiedenen Themen entweder viele oder wenige Menschen zu erreichen. Leider werden Berufe im politischen Bereich kaum für junge

Menschen attraktiv gemacht oder – schlimmer noch – oft gar nicht erst erwähnt. Aus eigener Erfahrung kann ich sagen, dass politisches Engagement und Aktivismus nicht gerade die wichtigste Rolle im Leben spielen, wenn man aus einem Nicht-Akademikerhaushalt stammt oder als erste, zweite, dritte oder spätere Generation mit internationaler Familiengeschichte in Deutschland lebt, wo die eigenen Eltern und Großeltern mit ganz anderen Schwierigkeiten und Sorgen in unserem bürokratischen Land

und mit einer schwer zu erlernenden Sprache konfrontiert sind.

Was wir niemals vergessen dürfen und was ich immer wieder betone, ist, dass unbezahltes soziales Engagement auch in Deutschland leider noch immer ein Luxus ist. Um sich politisch engagieren zu können, braucht man zunächst Zeit, die viele junge Menschen mit Migrationshintergrund oft nicht haben, weil sie neben Schule und Studium ihren Eltern bei der Arbeit, im Haushalt oder bei der Betreuung jüngerer Ge-

schwister und Cousins helfen müssen. Zweitens erfordert es ein gewisses politisches Basiswissen, das vor allem Kinder aus Nicht-Akademikerfamilien oder aus Familien, die sich zwar mit der Politik und Geschichte ihres Herkunftslandes auskennen, aber nicht mit der deutschen, fehlt. Man muss auch bedenken, dass Eltern aus Arbeiterhaushalten oder sozial schwachen Familien nicht die Zeit haben, sich jeden Abend mit ihren Kindern über Themen wie Dostojewski, Kafka oder das Kommunistische Ma-

nifest zu unterhalten. Wenn man dieses politische Basiswissen in einer Jugendpartei oder – schlimmer noch – in der realen Politik nicht mitbringt und sich dessen auch bewusst ist, fehlen einem drittens der Mut und das Selbstvertrauen, das uns „Migra-Kids“ ohnehin schon von klein auf genommen wird. Beginnend damit, dass man beispielsweise wegen des eigenen Migrationshintergrunds keinen Platz im katholischen Kindergarten erhält oder der eigene Vater in der Grund-

schule nur dann um Unterstützung gebeten wird, wenn es darum geht, Zelte aufzubauen, wohingegen der Vater von z. B. Marie für die Übernahme einer neuen Klassenelternvertretung vorgeschlagen wird.

Viertens habe ich nach jahrelangem Engagement im sozialen und nun auch im politischen Bereich bemerkt, dass die Politik bewusst das Ziel verfolgt, größtenteils elitäre junge Menschen zu erreichen. Personen mit anderer Hautfarbe, mit Kopftuch oder mit dem sogenannten „anderem Aussehen“, welches nicht dem elitären Standard entspricht, werden einbezogen, sobald Projekte wie Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage, Stärkungspakt NRW oder Deutschlandstiftung Integration durchgeführt werden sollen. Doch eines kann ich sagen:

Das soziale Umfeld, welches für einen erfolgreichen politischen Werdegang nötig ist, erlangt man definitiv nicht, wenn man naiv und brav seinem Bildungsweg folgt.

Und als ob all diese Punkte nicht schon Hindernisse genug wären, wird zusätzlich bewusst diskriminierend aussortiert. Das gilt vor allem für Frauen und insbesondere für Frauen mit internationaler Familiengeschichte. Im 20. Deutschen Bundestag lag der Frauenanteil im Oktober 2024 bei rund 35,7 % (Statista, 2024). Laut der REPCANCE-Studie der Robert Bosch Stiftung (2024) hatten 11,4 % aller Abgeordneten einen sogenannten Migrationshintergrund, während dieser Anteil in der Gesamtbevölkerung, Stand 2023, bei rund 29,7 % lag (Statistisches Bundesamt, 2024). Diese Zahlen verdeutlichen eine signifikante Unterrepräsentation von Frauen, insbesondere derer mit internationaler Familiengeschichte, in dem wichtigsten

demokratischen Organ unserer Bundesrepublik, das unsere Gesellschaft repräsentieren sollte.

Und als ob all diese bereits bestehenden Ungerechtigkeiten nicht ausreichen würden, werden „Re-Hausfrauisierung“ und Traditionalisierung überall in den sozialen Netzwerken, insbesondere auf TikTok, zum Trend – einer Plattform, auf der

gern, die betonen, dass eine Frau sich dem Mann unterzuordnen habe, und ihre primäre Rolle die der Hausfrau und Mutter sei, oder die der salafistischen Szene, wie z. B. von Ibrahim El-Azzazi, der auf TikTok sagt:

„Die Stärke der Frau liegt in ihrer Schwäche. Das heißt, wenn sie schwach ist, zierlich ist, weiblich ist, dann ist das

men auf junge Menschen prägt maßgeblich die Einstellungen und Denkweisen der mündigen Bürger:innen unserer Zukunft. Veränderungen bei Menschen funktionieren nicht so leicht, wenn sie bereits mit einem verfestigten Gedankengut sozialisiert wurden. Doch wenn wir eine Zukunft in Deutschland wollen, in der jeder selbst über den eigenen Beruf und die

lichen: frei zu entscheiden, ob sie heiraten oder Kinder haben möchten, ob sie Hausfrau sein oder Karriere machen wollen – und dabei gleichwertig verdienen und ernst genommen werden wie Männer, insbesondere in Führungspositionen.

Sie sollten sich kleiden können, ohne sexualisiert zu werden, und ihre Abschlüsse sollten gleichwertig anerkannt

werden. Das Ziel ist eine Gesellschaft, in der Frauen ihre Entscheidungen frei und ohne Einschränkungen treffen können. Denn erst wenn wir alle frei sind, ist echte Gleichberechtigung möglich. Und Freiheit kommt, wenn wir unsere Stimmen erheben.

Dafür werde ich immer kämpfen, für unsere Generation und alle Generationen nach uns.



sich mittlerweile die meisten jungen Menschen täglich stundenlang aufhalten. Dort finden sich Aussagen wie die des AfD-Politikers Andreas Wild, „jede Frau kann machen, was sie will. Im Schnitt muss sie allerdings zwei Kinder bekommen. Das geht ohne Full-Time-Job leichter“ (Wild, Twitter, 2017).

Dazu Beiträge von islamistischen Influencern und Predi-

ihre Stärke. So bekommt sie, was sie möchte.“ (t-online.de, 2024).

Solche Aussagen bestärken nur die antidemokratischen Einstellungen gegenüber Frauen und insbesondere Frauen mit Migrationsgeschichte, die vielleicht aus Familien mit genau solchen Einstellungen stammen, sich aber nicht daraus befreien können.

Der Einfluss dieser Plattfor-

eigene Definition von „Work-Life-Balance“ entscheiden kann und alle Türen für alle Menschen unabhängig von Herkunft, Geschlecht, Glauben oder Aussehen offenstehen, dann müssen wir bei den Kindern und Jugendlichen von heute anfangen.

Prävention sollte Vorrang vor Resozialisierung haben, um jungen Mädchen ein selbstbestimmtes Leben zu ermög-

Das Ziel ist eine Gesellschaft, in der Frauen ihre Entscheidungen frei und ohne Einschränkungen treffen können.

Denn erst wenn wir alle frei sind, ist echte Gleichberechtigung möglich.

Weiß-Sein in nicht- weißer Haut

Über kulturellen Phantom- schmerz

2016, Ramallah, Qalandia Checkpoint

Unsere Trekking-Rucksäcke schaukeln auf den Sitzen hin und her, während der Bus sich in einer langen Autoschlange auf den Checkpoint zubewegt. Als wir aus dem Fenster schauen, entdecken wir zwischen kaputten Fernsehern und Gerümpel das Banksy-Graffiti mit dem Mädchen, das an einem Luftballon die Mauer emporzufliegen scheint. Ich schieße ein, zwei Fotos und tauche für einen kurzen Moment in meinem Handy und den Fotos der letzten ereignisreichen Tage in Palästina ab. Plötzlich sehe ich ein Maschinengewehr aus dem Augenwinkel. Eine israelische Soldatin steht vor mir und blickt mich feindselig an. „VISA! VISA!!“, schreit sie und schwingt ihre Waffe vor meinem Gesicht. Mein Herz macht einen Satz. Hektisch greife ich zu meinen Dokumenten, erwische zuerst den Pass, den sie gar nicht sehen will. „Show me your Visa!“, fährt sie mich wieder an. Meine Hände zittern, als ich ihr das zerknitterte Papier überreiche. Ihr kritischer Blick sucht nach einem Fehler und gibt mir anschließend widerwillig den Zettel wieder, mit einem Gesichtsausdruck, in dem fast schon Ekel mitschwingt. Meine Freundin, die mit blonden Haaren und Sommersprossen auf der Nase eine Reihe hinter mir sitzt, wird freundlich von dem anderen Soldaten nach ihrem Visum gefragt.

Mit einem Schock in den Gliedern blicke ich ihnen nach, als sie aus dem Bus steigen.

Ich fühle mich in keiner Weise angesprochen, wenn in einer Stellenausschreibung steht: Menschen mit Migrationshintergrund werden bevorzugt behandelt. Dabei bin ich ein ungewöhnlicher Fall, ich habe sogar zwei Backgrounds: Migrations- und Nazihintergrund.

Ich bin in einer gut situierten, akademischen Familie am Stadtrand einer westdeutschen Großstadt aufgewachsen. Mein Großvater väterlicherseits kam in den 1950ern aus dem Irak nach Deutschland, um Medizin zu studieren. Er hatte eine Affäre mit meiner Großmutter (ehemals aus Schlesien), sie verlor ihr Herz an ihn, dann verschwand er für immer zurück in den Irak. Es ist überliefert, dass er voller idealistischem Tatendrang als Kommunist und Christ sein Land aufbauen wollte. Zurück blieb meine Großmutter mit meinem Vater im Bauch. Ein uneheliches, arabisch aussehendes Kind im Nachkriegsdeutschland – es hätte wesentlich einfachere Startverhältnisse für ein Leben in den 1950ern geben können. Mein Vater ist in einer Pflegefamilie groß geworden und hat alles miterlebt, was die Bundesrepublik schon damals an Diskriminierung für junge Menschen übrig hatte. Seine leibliche Mutter ist kurz nach seinem 19. Geburtstag gestorben. Ihr Vermächtnis hat sie ihm in seinen vier Vornamen mitgegeben: Slawisch, arabisch, deutsch – und einen polnischen Nachnamen. Meine Mutter dagegen kommt aus einer reichen, deutschen und weißen Familie, die ihr Hab und Gut während des 2. Weltkriegs gut zu schützen wusste. Natürlich waren meine Großeltern in der Partei, natürlich gab es das Argument mit der Autobahn. Ich kann nur noch spekulieren, wie involviert mein Großvater als Patentingenieur bei Rheinmetall in das politische Geschehen der Nachkriegszeit gewesen ist. Wenn ich an meine Großeltern denke, dann kommen

mir dunkle Holzmöbel, grünes Linoleum in der Küche und ein Wandteppich mit einem Jagdmotiv in den Sinn. Vom Mief der 60er-Jahre hat meine Mutter sich mit Rebellion, Rausch und politischer Agitation freigestrampelt. Entsprechend ihrer Generation war schonungslose Provokation ihr Instrument zur Selbstbehauptung. Ihr Blick auf die Welt war radikal. Als meine Eltern sich über das Medizinstudium kennenlernten, lebte mein Vater in einer kommunistischen Kommune, meine Mutter in einem besetzten Haus. Das kulturelle Erbe, das mir in die Wiege gelegt wurde, besingen Ton Steine Scherben mit Keine Macht für Niemand. Es ist wenig verwunderlich, dass meine Großeltern mütterlicherseits meinen Vater nie vollkommen akzeptierten.

Auch meine Startverhältnisse waren ungewöhnlich: Auf der Grundschule wechselte ich nach der zweiten Klasse und kam in die 3e: Die Migrant:innen-Klasse. Polen, Philippinen, Türkei, Ägypten oder Bosnien-Herzegowina – jedes Kind hatte einen anderen kulturellen Hintergrund und ich mittendrin. Ich war extrem angepasst, Klassenbeste, und mein Lieblingsfach war Religion: Ich liebte meine Kinderbibel abgöttisch. Genau zu der Zeit habe ich mich mit acht Jahren freiwillig taufen lassen und bin zur Kommunion gegangen. Meine Eltern haben die Welt nicht mehr verstanden. Nach der Grundschule wollte ich unbedingt auf das katholische Gymnasium der Stadt. Ich war mir sicher: Eine Migrant:innen-Klasse wird es dort nicht geben. Stattdessen bin ich aufgefallen und wurde auch zum Gespött

der anderen Kinder. Denn: Ich bin nicht weiß. Im Puzzlespiel der Gene habe ich bei meiner Entstehung besonders viel von meinem irakischen Großvater abbekommen. Auf Babyfotos blickt mir dieses fremde Wesen entgegen, mit Monobraue und dichtem, schwarzem Flaum auf dem Kopf. Als Teenager habe ich mir die dunklen braunen Haare von den Armen rasiert und mir viel zu helles Puder ins Gesicht geklatscht. Im Sommer werde ich so schnell braun, da sagen Menschen in meinem Umfeld zu mir: „Du siehst ja aus wie eine Araberin!“ Und dann schaue ich auf meine Arme und denke: Hä, nee! Ich werde einfach nur schnell braun. Das mit dem zu hellen Schminken habe ich inzwischen aufgegeben, und meine Arme rasiere ich mir schon lange nicht mehr. Aber ich stehe immer noch jeden Sommer ratlos vor der Kosmetikabteilung in der Drogerie. Meinen Hautton gibt es einfach nicht.

**Die Gesellschaft
übt auf
körperliche
Merkmale eine
Definitions-
macht aus,
in der ich
mit meinem
Körper und
meiner Identität
irgendwie
hinterherhinke.**

*Sobald eine Person anfängt herumzudrucksen,
weiß ich, was als Nächstes kommt:
„Du bist aber nicht deutsch, oder?“
„Wo sind deine Wurzeln?“
„Wo kommst du denn eigentlich her?“
„Bist du Ausländerin?“
„Hast du Migrationshintergrund?“
„Sind deine Eltern aus Deutschland?“*

Manchmal lasse ich sie eiskalt abprallen: Ich bin Deutsche. Punkt. Wenn sie weiter nachbohren, erzähle ich manchmal die Großeltern-Story. Aber nur wenn ich in der Stimmung bin, ihre Neugierde zu befriedigen und ihre Dreistigkeit zu belohnen. Wie alle immer erst ganz interessiert sagen: „Ah, Iran?“ Und ich dann: „Nein, IraK. Mit K.“ Dann gucken sie irritiert und wissen nicht, wie sie darauf reagieren sollen, weil ihnen zu Irak meistens nur Krieg einfällt. Ich lenke dann schnell ein: „Ich weiß aber nichts über die Kultur, nur Gene, sorry!“ Ich will diese Neugierde nicht per se verurteilen, aber sie verunsichert mich. Bin ich etwa weniger deutsch als andere? Denn jahrelang habe ich in den Spiegel geblickt und mich ganz anders wahrgenommen als der Rest der Welt. Dass ich nicht weiß aussehe, wird mir nur durch den Blick von außen immer wieder vor Augen geführt. Die Gesellschaft übt auf körperliche Merkma-

le eine Definitionsmacht aus, in der ich mit meinem Körper und meiner Identität irgendwie hinterherhinke. Denn aus körperlichen Merkmalen werden kulturelle Erwartungen, die mich konfrontieren und mir immer wieder eine Diskrepanz zwischen Selbst- und Fremdwahrnehmung aufzeigen. Ich habe lange gebraucht, diesen anderen Blick zu akzeptieren, aber am Ende dieses Weges bin ich noch lange nicht.

Wenn mich Araber:innen nach meiner Herkunft fragen, würde ich gerne dem Wunsch, eine gemeinsame kulturelle Identität zu teilen, nachgeben. Seit meiner Schulzeit reden Menschen aus einer Selbstverständlichkeit heraus mit mir arabisch oder türkisch: Ob im libanesischen Restaurant, auf offener Straße oder im Späti. Letztens wurde ich von einer Frau im Supermarkt auf Türkisch angesprochen. Ich schaute verdutzt und zuckte nur hilflos mit den Schultern. Als sie

merkte, dass ich kein Türkisch kann, war sie ganz enttäuscht und fragte mich mit Händen und Füßen: Ist der eingelegte Kohl dasselbe wie der Kohlkopf im Gemüseregal? Diese Art von Kommunikation beherrsche ich gut: Halb Deutsch, halb Zeichensprache. So habe ich mich auch mit dem syrischen Schneider bei mir um die Ecke verständigt. Er hat meine Hosen geflickt und mir dabei seine Wellensittiche gezeigt, nach meiner Herkunft gefragt oder einen Tee angeboten. Es funktioniert auch nonverbal: An einem Silvester war ich auf einer Party in Brandenburg. Unter den Gästen war auch ein geflüchtetes Paar aus Syrien. Sie waren beide sehr schüchtern und ich habe kein Wort mit ihnen gewechselt, aber den ganzen Abend lang fing die Frau unter ihrem Hijab hervor meinen Blick auf und lächelte mich warm an. Ich glaubte, so etwas wie Solidarität zu spüren. Ihr Blick sagte: Schön, dass du da bist. Uns verbindet etwas.

In all diesem Begegnungen schwingt die Ebene von Zugehörigkeit mit, die eigentlich keine Basis haben dürfte. Und trotzdem ist sie da. Oder wünsche ich mir das nur? Existiert dieses Gefühl der Verbundenheit wirklich? Oder projiziere ich meinen eigenen Wunsch nach einer weiteren kulturellen Identität in diese Interaktionen?

Es gibt auch andere Momente. Beispielsweise in dem türkischen Imbiss bei mir um die Ecke. Da begegnen mir missbilligende Blicke von älteren, türkischen Männern, die mich kritisch mustern. Verate ich aus ihrer Sicht eine Kultur, der ich niemals an-

gehört habe? Oder schauen die immer so griesgrämig? Besonders in arabischen Ländern können die Menschen mich oft nicht einordnen. Ich verunsichere sie mit meinem arabischen Aussehen in europäischer Kleidung und westlichem Gestus. Sie rufen: „But you don’t look German!“ Und dann bedauern sie mich und meine Gene, denen ein kulturelles Erbe abhandengekommen ist. Als ich in Palästina spazieren ging, strahlten mich die Menschen auf der Straße an und riefen: „Welcome home!“ Ein Freund von mir fragte mich letztens, ob mein Background nicht eine bestimmte Position im Nahost-Konflikt erfordern müsste. Ist das so? Als die USA damals in den Irak einmarschierten, stand ich mit anderen auf einer Demonstration, hielt ein Schild mit Peace-Zeichen in die Höhe und habe laut gegen den Krieg protestiert. Dabei hat mich das seltsame Gefühl begleitet, mich müsste das irgendwie mehr beschäftigen als alle anderen. Tat es aber nicht. Der Irak ist ein fremdes Land für mich. Aber die arabische Kultur nicht. In meiner Kindheit und Jugend war ich öfter in Hotel-Resorts in Nordafrika, als ich zählen kann, denn meine Mutter hatte schon immer ein Faible für arabische Länder. Da habe ich das jeweilige Land allerdings nur in touristisch aufbereiteten Häppchen serviert bekommen. Nach meiner Schulzeit habe ich erst im Studium angefangen, mich damit auseinanderzusetzen: Ich habe Projekte zu der künstlerischen Aufarbeitung des Arabischen Frühlings gemacht, die Schriften von Homi K. Bhabha gelesen und Seminare zu Postkolonialismus

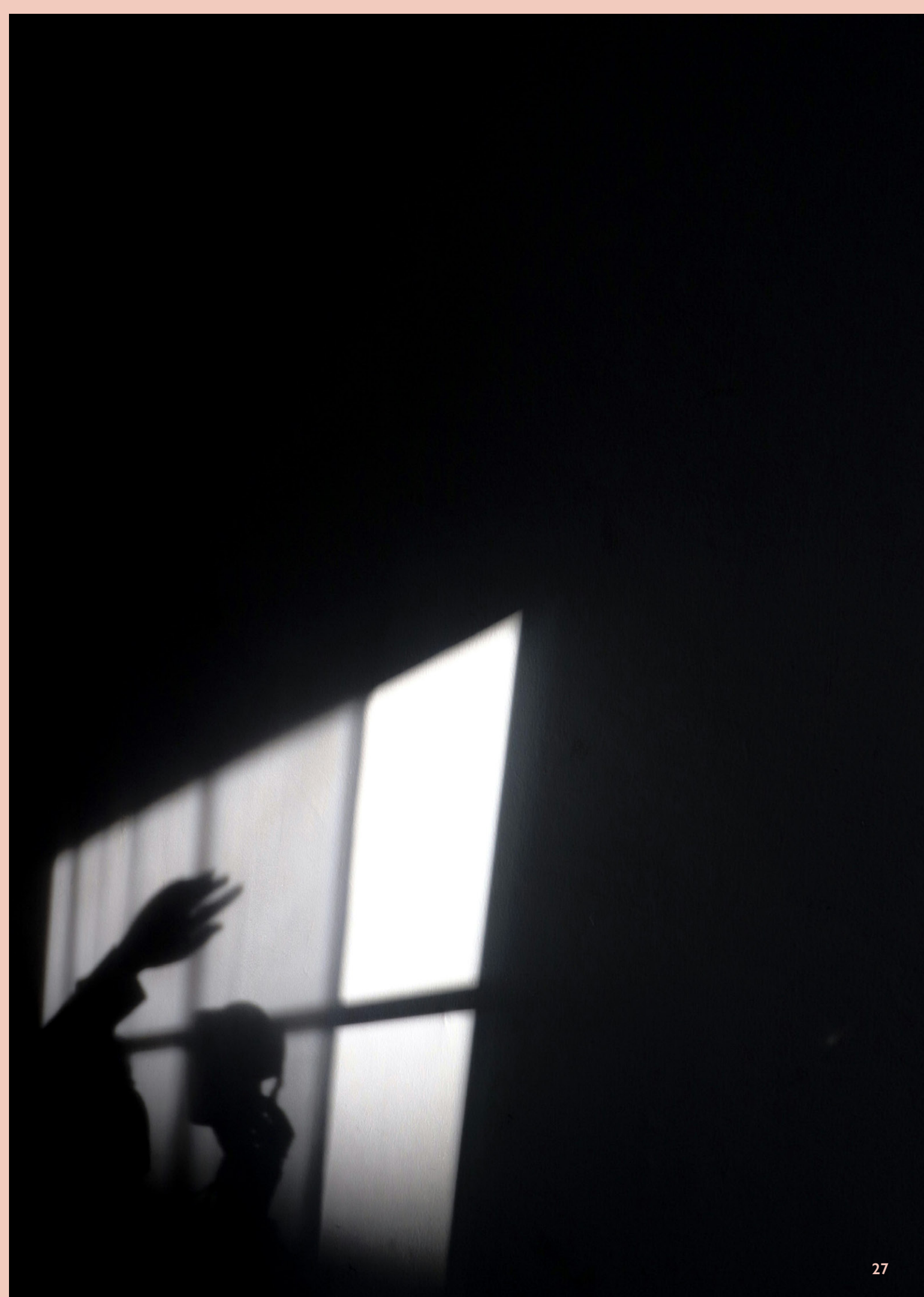
besucht. Ich reise immer noch gerne in arabische Länder, provoziere ein Klischee, wenn ich mir meinen Schal um den Kopf wickle, und habe mich endlich zu einem Arabisch-Kurs angemeldet. Aber in meiner unbeholfenen Annäherung an diese Kultur fühle ich mich immer wie eine Hochstaplerin.

Ich habe ein grundsätzliches Dilemma: Mit meiner deutschen, privilegierten Sozialisation ist die Sicht, die mir auf arabische Länder vermittelt wird, grundsätzlich weiß. Und wenn ich mich mit arabischer Kultur beschäftige, ist der Grad zwischen legitimen Interesse und kultureller Aneignung sehr schmal, denn ich habe einen weißen Standpunkt. In meinen Genen aber stecken die Geschichte einer gescheiterten Liebe und die Möglichkeit eines verloren gegangenen Familienzweiges, einer weiteren kulturellen Identität, die abgeschnitten wurde. Ich würde mich gerne auch über die Kultur meines Großvaters definieren, um mein Aussehen in einen Kontext zu setzen. Manchmal stelle ich mir vor, wie mein Großvater in Deutschland geblieben wäre, den Kontakt gehalten hätte oder die Nachforschungen nach ihm nicht im Sande verlaufen wären. Vielleicht hätte ich viel mehr Familie. Vielleicht hätte ich ein ganz anderes Leben gelebt.

Aber so ist es nicht.

Also muss ich es immer wieder aushalten: Die Sehnsucht danach, diese Lücke zu füllen. Weißeseinnicht-weißerHaut. Es ist eine Stufe der Identitätsverwirrung. Für Menschen, die mit zwei Kulturen aufgewach-

sen sind und versuchen sie zu vereinen, ist es vielleicht so, als würden sie in zwei Welten leben und müssten ständig jonglieren. Ich für mich kann sagen: In einer Kultur aufzuwachsen, in der dein Körper von einer Migrationsgeschichte erzählt, die dir selbst fremd ist, ist wie ein kultureller Phantomschmerz.



Akademischer Feminismus und die unsichtbaren Grenzen: Eine Reflexion über Identität, Repräsentation und Eurozentrismus

Text: Antonia Binta Kreuter
Fotos: Unsplash, Privat

Ich bin eine intelligente, engagierte, Schwarze Frau.

Meiner Ansicht nach hat dieser Satz, wenn ich ihn lese, einen leichten, arroganten Beigeschmack. Und das ist schade! Das sollte nicht so sein. Trotzdem empfinde ich ihn als überheblich und ich würde mich nur ungern so vor einer neuen Gruppe vorstellen. Obwohl ich jeden einzelnen Teil als zutreffend beurteilen würde.

Ich bin Schwarz:

Mein Vater, der während meines ersten Lebensjahres verstorben ist, kam aus dem Senegal. Meine Mutter ist halb Nigerianerin, in Deutschland geboren und aufgewachsen. Ich bin dreiviertel Afrikanerin, in Deutschland geboren und aufgewachsen.

Meine Großeltern sind weiße Professor:innen mit langen akademischen Karrieren an deutschen Universitäten, in Deutschland geboren und aufgewachsen. Deswegen eher die Frage: „Bin ich Schwarz?“

Meine Schullaufbahn lässt sich als geradlinig beschreiben. In einem guten Viertel in die Grundschule gegangen, mit Gymnasialempfehlung auf die weiterführende Schule gewechselt, das Abitur mit Bestnote absolviert und als logische Konsequenz ein universitäres Studium im Fach „Psychologie“ begonnen. Ich bin unter besten Bildungsvoraussetzungen in einem sehr politisch interessierten Umfeld aufgewachsen und war mir bis zu meinem 5. Lebensjahr nicht wirklich bewusst, dass ich nicht „weiß“ bin.

Bis vor wenigen Jahren wurde mir nur von meinem Umfeld eine Schwarze Identität zugeschrieben, die ich nicht nachempfinden konnte. Denn ich war bis zu meinem 21. Lebensjahr kein einziges Mal im Senegal gewesen, geschweige denn in einem anderen Land in Afrika. Was machte mich also zu einer Schwarzen? Bis dato nur die Hautfarbe.

Erst mit 21 Jahren reiste ich zum ersten Mal in meinem Leben in den Senegal und bemerkte, dass sich mir dort erst ein großer, bis dahin fehlender identitärer Teil erschloss. Erst da merkte ich, wie es sich anfühlt, „nicht aufzufallen“, von etlichen Schwarzen Menschen umgeben zu sein, wie es mein Selbstbewusstsein veränderte, wie es meinen Wunsch nach mehr Repräsentation in Deutschland beeinflusste. Von diesem Gefühl der

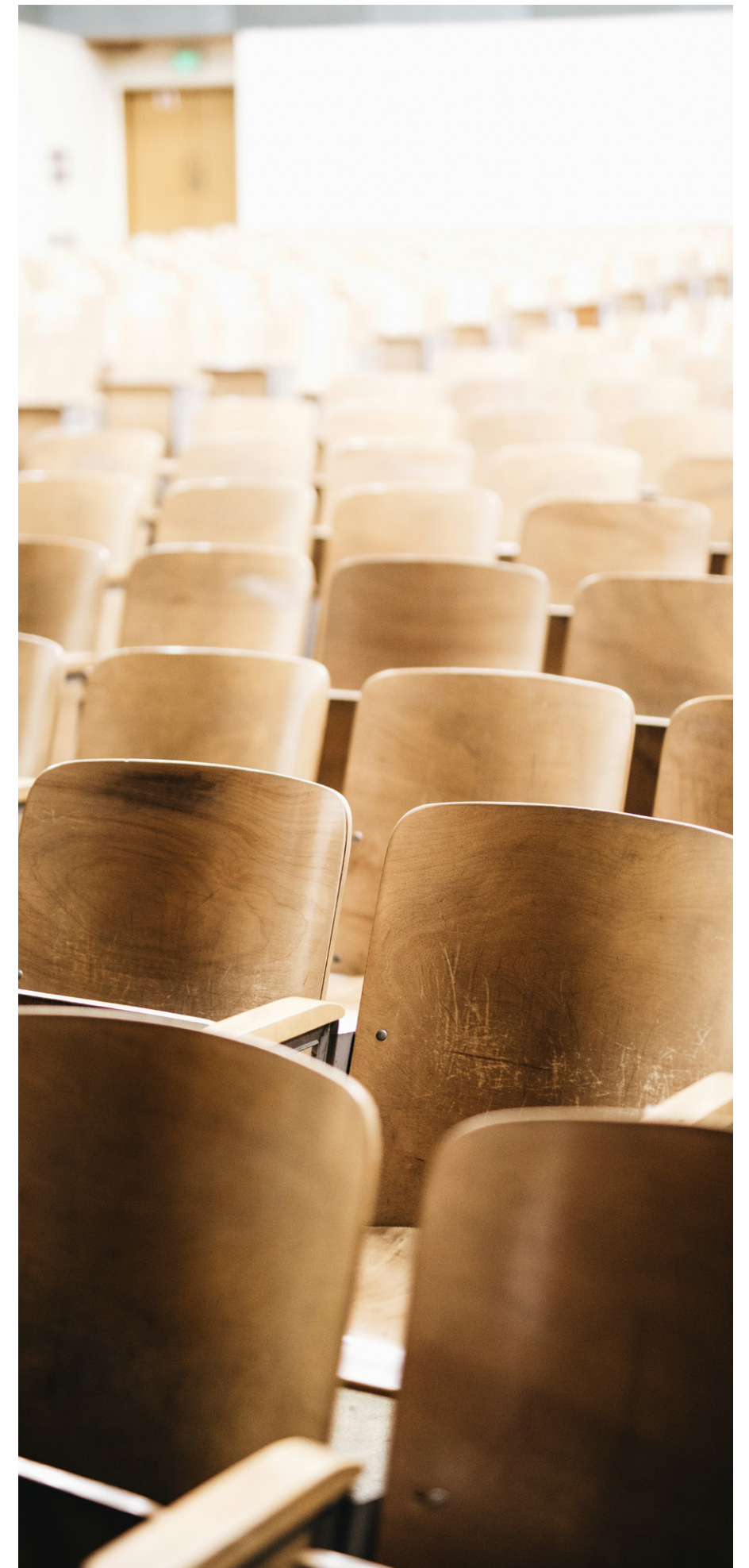
vollständigen Akzeptanz meiner selbst zehre ich seit meiner Wiederankunft in Deutschland.

Ich bin intelligent:

Schon immer wurde ich als kluges Kind bezeichnet. Als aufgewecktes, kluges Kind. Dass die Beurteilung von Intelligenz auch an Hautfarbe geknüpft ist, habe ich lange Zeit nicht bemerkt. Was daran liegen könnte, dass ich in einem sehr toleranten, gebildeten Umfeld aufgewachsen bin, was aber auch daran liegen könnte, dass ich diskriminierende Äußerungen gerne als Lapalie einordne und überhöre.

Im Alltag sind mir Situationen begegnet wie: „Du kannst aber überraschend gut Deutsch sprechen“ oder auf Englisch angesprochen zu werden, weil man davon ausgeht, dass ich der deutschen Sprache nicht mächtig bin. Aber all das habe ich immer als „das gehört eben dazu, wenn man nicht „weiß“ ist“ abgetan. Im Nachhinein beurteile ich diese Einstellung als problematisch, aber damals habe ich einfach versucht, möglichst „weiß“ zu sein, mich möglichst wenig zu beschweren und möglichst wenig Vorurteile zu bedienen.

Wie sehr die Beurteilung der Intelligenz an Hautfarbe geknüpft ist, ist mir erst im Psychologiestudium klar geworden. In der gängigen Praxis besteht der Großteil der Intelligenztestungen aus einem Allgemeinwissensbereich, der sich auf westlich so-



zialisierte Prägungen bezieht. Kulturunterschiede können und werden dabei nicht berücksichtigt, sondern mit „Aufgabe nicht erfüllt“ beurteilt.

Ich bin engagiert:

Mein Terminkalender ist und war schon immer voll. Während der Schulzeit war ich in der Schüler:innenvertretung, Schulsprecherin und im Stadtschüler:innenrat. An der Universität bin ich in der Fachschaft, während meines Stipendiums habe ich ein Amt übernommen. Es ist eine innere Haltung, ob man im Ehrenamt Energie findet oder nicht. Ob man sich gerne für andere einsetzt oder nicht. Es irritiert mich, wenn ich vom Schulleiter oder Dekan zu Veranstaltungen eingeladen werde und mir nicht sicher bin, ob dies wegen meines Engagements geschieht oder lediglich, weil ich Schwarz bin, und man eingeladen wird, um die Diversität der Institution zu demonstrieren und nicht, um einen Dank für das Engagement zu erhalten.

Erst mit 20 Jahren habe ich begonnen, mich intensiv mit den Themen Identität und Feminismus auseinanderzusetzen. Mich zu fragen, weshalb ich möglichst „weiß“ sein möchte, weshalb ich keine einzige Schwarze Freund:in habe und weshalb es mich nicht stört, so unterrepräsentiert zu sein.

Das liegt daran, dass ich so geprägt bin, dass es mich nicht zu stören hat. Meine Mutter sagte früher oft zu mir: „Du musst immer ein Stückchen mehr geben und ein bisschen besser sein als die anderen, um gleich beurteilt zu werden.“ Diese Haltung beeinflusst bis heute mein Handeln.

Ich studiere Psychologie in Deutschland. Dieser Studiengang ist weiblich dominiert (90% weiblich gelesene Personen). An meiner Universität wurde mir bewusst, dass ich die einzige Schwarze Frau im Hörsaal bin. An meiner Fakultät gibt es fünf Schwarze Frauen. An der Fakultät für Psychologie studieren ca. 800 Personen. Eine ernüchternde Bilanz.

Es geht hier auch um Feminismus. Es geht vor allem

aber um Vorbilder. Um fehlende Vorbilder, um fehlende Identifikationsmöglichkeiten, um fehlende Repräsentanz. Obwohl 90 % der Studierenden der Psychologie weiblich gelesene Personen sind, wird das Professorium von 80 % männlich gelesener Personen dominiert. Dieses Verhältnis deckt sich mit vielen arbeitspsychologischen Studien in Deutschland. Ab einer gewissen Führungsebene sind Frauen massiv benachteiligt, in der Unterzahl – von Frauen mit Migrationshintergrund will ich da gar nicht erst anfangen.

Diese ganzen Tatsachen stören mich mittlerweile. Deswegen habe ich mich immer mehr damit beschäftigt, wie die Lehre in der Psychologie und in der Medizin aufgebaut ist, wie auf akademischer Ebene über Gleichberechtigung gesprochen wird, wie versucht wird, sie durch ein „Gleichstellungsreferat“ zu institutionalisieren – nach dem Motto: „Wenn wir ein solches Referat haben, haben wir auch Gleichstellung“.

In der psychologischen Lehre lernt man viel

Meine Mutter sagte früher oft zu mir: „Du musst immer ein Stückchen mehr geben und ein bisschen besser sein als die anderen, um gleich beurteilt zu werden.“ Diese Haltung beeinflusst bis heute mein Handeln.



über Studien, Methodenlehre und Gütekriterien. Stichproben werden meist in Mann und Frau aufgeteilt, das Alter berücksichtigt und alles andere unter dem Begriff „sozioökonomischer Status“ zusammengefasst. Der „Migrationshintergrund“ ist oft nur eine „Störvariable“, die als Problem behandelt wird. Schon das Wort allein klingt nach Diskriminierung. Aber es ist eine gängige Praxis. In der Psychotherapie gibt es erste Bemühungen um eine kultursensible Psychotherapie – aber sie sind noch weit davon entfernt, in das etablierte Lehrprogramm integriert zu werden.

Und die Ignoranz geht über die Psychologie hinaus. In der Medizin, etwa in der Dermatologie, fehlen in deut-

schen Lehrbüchern bis heute Abbildungen von Hautkrankheiten bei Schwarzen Menschen. Das unsichtbare Erbe setzt sich weiter fort – als hätten Menschen wie ich im Gesundheitswesen keinen Platz.

Doch worauf möchte ich mit diesen Schilderungen hinaus? Ich möchte darauf hinaus, dass mir in meiner akademisierten Welt Vorbilder fehlen. Dass es mich einerseits stolz macht, als Teil einer unterrepräsentierten Gruppe erfolgreich zu sein, dass es mich andererseits aber auch erschüttert, wie wenig strukturelle Anstrengungen unternommen werden, dieses Ungleichgewicht zu beheben.

Ich möchte mehr Frauen in der universitären

Lehre sehen, ich möchte mehr Schwarze Frauen in den Hörsälen und in der universitären Lehre sehen. Ich möchte, dass die Lehre weniger eurozentristisch aufgebaut ist.

Mein wichtigstes Ziel ist aber, dass ich ohne innerliches Zusammenzucken mich als intelligente, engagierte, Schwarze Frau bezeichnen möchte. Ohne das Gefühl zu verspüren, zu arrogant zu klingen, ohne das Gefühl, das Schwarz-Sein betonen zu müssen. Schwarz sein ist viel mehr als eine Hautfarbe.

Es ist eine innere Haltung, eine Solidarisierung mit Rassismuserfahrungen anderer, ein Statement.

Wir sitzen in einer gemütlichen Runde. Der Duft von schwarzem Tee und leckerem Gebäck erfüllt den Raum. Es werden lustige Anekdoten erzählt, ein bisschen über die Politik diskutiert und das Neueste aus dem Bekanntenkreis erzählt. Du sitzt auf meinem Schoß und genießt die Gesellschaft, das Lachen und die Menschen um dich herum, die dich zum Lachen bringen. Ich freue mich, dass du unsere Kultur kennen lernst und mit deinen zarten zehn Lebensmonaten bereits auf unsere Sprache reagierst.

Doch plötzlich wird ein Thema angesprochen, das mich beklemmt zurücklässt. Ein verheiratetes Paar aus dem Bekanntenkreis hat sich getrennt. Das Verhalten der Frau wird negativ bewertet: „Als Ehefrau und Mutter muss man für die Familie nun einmal verzichten, so ist das eben“, „Was macht sie denn jetzt alleine?“,

„Wer will denn eine geschiedene Frau mit Kindern?“. Man spricht über die eigenen Eheprobleme und erzählt stolz, auf was man alles verzichtet, um seine Ehe nicht zu gefährden und, welche Opfer man bringt, um die Familie zusammenzuhalten.

Es bedrückt mich zu hören, wie Frauen über andere Frauen urteilen und ihnen das Recht auf ein selbstbestimmtes und freies Leben absprechen. Kann man als Frau nicht auch ohne Mann glücklich und erfüllt leben? Natürlich kann man das! Steht eine gescheiterte Partnerschaft stellvertretend für ein gescheitertes Leben? Das tut es selbstverständlich nicht! Warum sind solche Ansichten immer noch so verbreitet? Mir fällt auf, dass besonders Frauen sehr streng mit anderen Frauen umgehen, die sich von ihrem Partner getrennt haben und sich für ein Leben als alleinerziehende Mutter entschieden haben.

Ich denke an meine eigene Erziehung zurück und an all die Frauen, die mein (Selbst-)Bild geprägt haben.

Ich erinnere mich daran, wie verwundert ich als kleines Kind war, wenn eine erwachsene Frau als Mädchen bezeichnet wurde und mir erklärt wurde, dass sie noch unverheiratet sei und deshalb noch als Mädchen bezeichnet werde.

Text: Shano Rashid

Foto: Unsplash

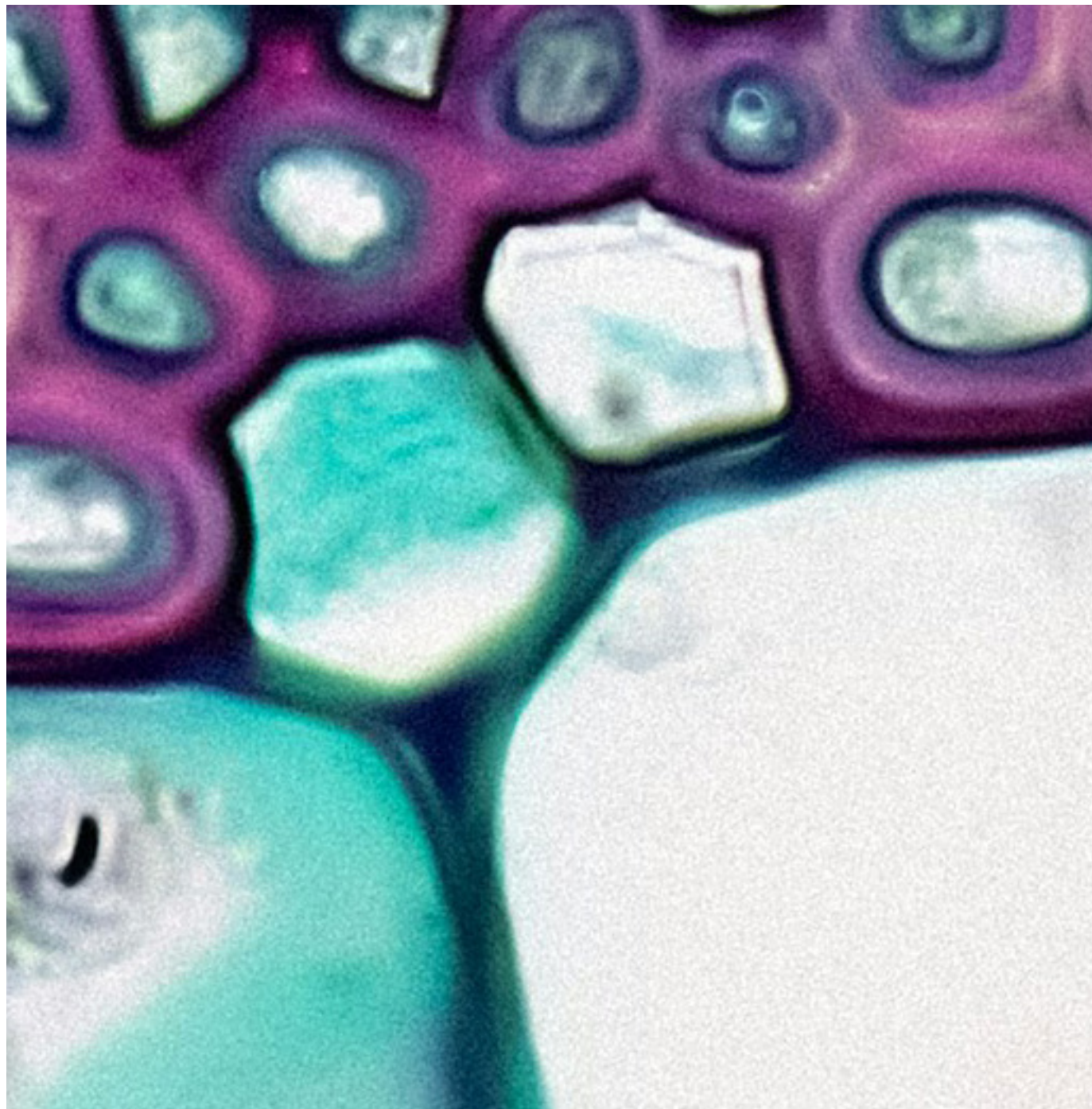
Scheidung

Ich erinnere mich daran, wie ich in der Heimat mit dem Bus gefahren bin, ich laut lachen musste und ermahnt wurde, dass es sich für Mädchen nicht gehöre in der Öffentlichkeit laut zu lachen.

Als junges Mädchen konnte ich die Differenz zwischen den beiden Kulturen, in denen ich aufwuchs, nicht nachvollziehen, und es verwirrte mich, wie streng Frauen behandelt wurden, wie eingeschränkt sie in ihrer Freiheit waren.

Wenn wir zu Besuch in der Heimat waren, spürte ich die Freiheiten, die ich als Mädchen ausleben konnte. In Deutschland jedoch spürte ich die Einschränkung meiner Freiheiten im Vergleich zum Leben meiner Freundinnen. Zu oft musste ich verzichten und mich den strengen kulturellen Regeln beugen.

Dein Lächeln reißt mich aus meinen Gedanken. Du schaust mich an und sagst das Wort, das du als erstes gelernt hast – Daya. Dieses Wort löst so viel Liebe in mir aus, deine Augen strahlen, wenn du mich ansiehst und ich fühle, wie mein Beschützerinstinkt Alarm schlägt. Mein Kind, du bist so wertvoll als Mensch und ich werde nicht zulassen, dass der gesellschaftliche Druck dir deinen Wert abspricht. Du sollst frei leben und über dein Leben selbst bestimmen. Als deine Daya ist es meine Aufgabe, dich vor dem gesellschaftlichen Druck zu bewahren und dich zu einer selbstbewussten und starken Frau erblühen zu lassen. Ich werde alles dafür tun, das verspreche ich dir.



Text: Zahra Amin
Foto: Unsplash

Aufgrund langanhaltender Konflikte und einer schwachen Wirtschaft gehörte Afghanistan seit jeher zu den Ländern der schwächsten Geschlechtergerechtigkeit. Nach dem Sturz der Taliban im Jahr 2001 begann jedoch ein neues Kapitel für afghanische Frauen – eines der Chancen und Veränderungen. Schulen wurden für zahlreiche Mädchen zugänglich, diskriminierende Gesetze wurden überarbeitet, und Frauen nahmen aktiver denn je am öffentlichen Leben, insbesondere in Bildungseinrichtungen und Universitäten teil. In diesen 20 Jahren der Republik Afghanistan wurden bedeutende Fortschritte erzielt: etwa 3,5 Millionen Mädchen besuchten Schulen, 33 % der Universitätsstudent:innen und 30 % der Beschäftigten in staatlichen Behörden waren Frauen. Dies war ein großer Erfolg für die Frauen Afghanistans. Doch all diese Errungenschaften gingen mit der erneuten Machtübernahme der Taliban am 15. August 2021 verloren. Am Abend des 17. August 2021, zwei Tage nach dem Sturz der Regierung von Ashraf Ghani, erklärte Zabihullah Mujahid, der Sprecher der Taliban, in einer Presse-

konferenz, dass die Präsenz von Frauen in der Gesellschaft wichtig sei. Er betonte, dass Frauen „im Rahmen der islamischen Werte in allen Bereichen arbeiten können“ und dass es „keine Diskriminierung zwischen Männern und Frauen“ gebe. Diese Versprechen erinnerten an die Zusicherungen der Taliban während der Unterzeichnung des Doha-Abkommens, in dem sie sich verpflichtet hatten, die Rechte der Frauen in politischen, sozialen, wirtschaftlichen, Bildungs- und kulturellen Angelegenheiten im Einklang mit islamischen Werten zu schützen. Doch die Realität zeigte schnell, dass sich die Werte und die Politik der Taliban gegenüber Frauen nicht geändert hatte. Noch drei Jahre später sind afghanische Frauen, trotz der Behauptungen der Taliban, ihre Rechte zu achten, vollständig aus dem politischen und sozialen Leben ausgeschlossen. Seit September 2021 hat der Anführer der Taliban etwa 50 restriktive Dekrete erlassen, die selbst grundlegende Menschenrechte wie das Recht auf Bildung, Arbeit, Gesundheitsversorgung, Personenfreizügigkeit und die

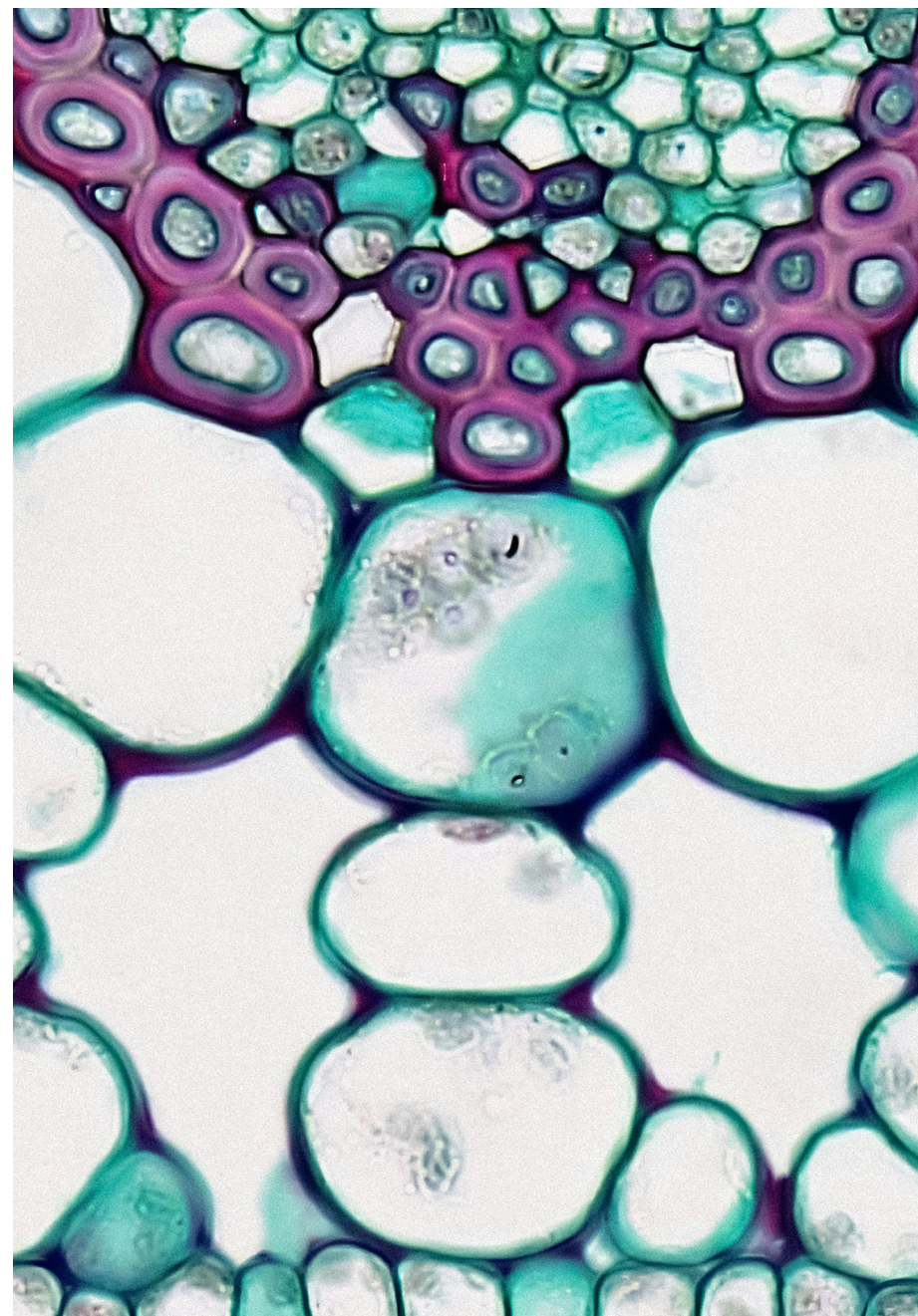
Seit drei Jahren die Luft zum Atmen geraubt

In diesem politischen Machtspiel sind es die afghanischen Frauen, die zunehmend isoliert, verzweifelt und hoffnungslos zurückbleiben – in Angst vor dem nächsten Dekret, das ihnen vielleicht sogar das Atmen verbietet.

freie Wahl von Kleidung für Frauen beseitigt haben. Afghanistan ist für Frauen zu einem Gefängnis geworden.

Anfangs erlaubten die Taliban den Frauen in geschlechtergetrennten Klassen weiter zu lernen. Doch mit Beginn des neuen Schuljahres im September 2021 wurde Mädchen ab der sechsten Klasse der Schulbesuch untersagt. Innerhalb eines Monats nach ihrer Machtübernahme führten die Taliban ebenfalls Geschlechtertrennung in den Universitäten ein und schlossen Frauen aus bestimmten Studienfächern aus. Am 20. Dezember 2022 wurde Frauen schließlich der Besuch sowohl privater als auch öffentlicher Universitäten verboten, was etwa 200.000 Studentinnen betraf.

Zudem schränkten die Taliban auch die Beschäftigungsmöglichkeiten für Frauen stark ein. Zunächst wurde den meisten weiblichen Angestellten im öffentlichen Dienst – außer Grundschullehrerinnen, Gesundheitsfachkräften und wenigen anderen – befohlen, zu Hause zu bleiben, bis „geeignete Arbeitsbedingungen gemäß den religiösen Prinzipien“ geschaffen seien. Später durften Frauen weder in nationalen noch interna-



tionalen NGOs arbeiten, und Frauen in den Medien wurden reglementiert. Letztlich wurden auch Kosmetikstudios geschlossen.

In den vergangenen drei Jahren haben die Taliban schrittweise strenge Vorschriften für die Kleidung und das öffentliche Erscheinen von Frauen in der Gesellschaft eingeführt. Ohne einen männlichen Begleiter (z.B. Vater, Bruder oder Ehemann) darf eine Frau nicht weiter als 20 Kilometer reisen, trägt sie kein Hijab, darf der Fahrer sie in seinem Fahrzeugen mitnehmen. Der Zugang zu Fitnessstudios, Freizeitparks und öffentlichen Orten wurde ihnen ebenfalls untersagt. Frauen müssen eine vollständige Verschleierung, wie eine Burka oder Tschadori tragen und ihr Gesicht in der Öffentlichkeit bedecken; andernfalls droht ihnen direkten männlichen Familienangehörigen Strafe.

Im Jahr 2021 begannen die Taliban, Frauen unter dem Vorwand einer „unangemessenen Verschleierung“ an öffentlichen Orten inhaftieren zu lassen, dies geschah insbesondere in den Gebieten Westkabuls, die überwiegend von der ethnischen und schiitischen Gruppe der Hazara bewohnt sind. Viele glauben, dass diese Maßnahmen weniger mit der Religion als mit der langjährigen Feindseligkeit der Taliban gegenüber den Hazara zusammenhängen.

Oft mussten die Familien der festgenommenen Frauen Geld oder eine öffentliche Loyalitätserklärung gegenüber der Taliban-Regierung leisten, um ihre Freilassung zu erreichen. In den meisten Fällen wurden diese Mädchen nach ein paar Tagen gegen Geld und eine Verpflichtungserklärung ihres Vaters oder Bruders freigelassen. Infolgedessen ist durch

die Einführung solcher Beschränkungen der Druck seitens der Familienangehörigen auf Frauen gestiegen. Obwohl viele Familien und Frauen selbst gegen diese Praktiken der Taliban sind, verbieten sie ihren Frauen aus Angst vor Taliban den Aufenthalt an öffentlichen Orten.

Unterlegt sind diese Einschränkungen mit religiösen und kulturellen Argumenten und Behauptungen, dass das Verhalten der Frauen mit „islamischen Werten“ übereinstimmen müsse. Zahlreiche islamische Gelehrte kritisierten allerdings diese Maßnahmen der Taliban, da sie in keinem anderen islamischen Land existieren. Internationale Organisationen, wie die UNO, die Europäische Union und weitere Menschenrechtsgruppen zeigen ebenfalls regelmäßig Besorgnis über die Menschenrechtsverletzungen für Frauen in Afghanistan.

Zuletzt haben sechs Länder den Fall der systematischen Verletzung der Rechte afghanischer Frauen an den Internationalen Strafgerichtshof in Den Haag verwiesen. Sie fordern, dass diese fortwährenden und systematischen Verstöße untersucht werden. Doch trotz all dieser Bemühungen haben sich die Taliban bisher nicht erkennbar verändert. Im Gegenteil: Jeden Tag werden neue, noch restriktivere Dekrete erlassen.

Viele betrachten diese Politik als ein Mittel der Taliban, um politische Zugeständnisse von der internationalen Gemeinschaft zu erhalten. Doch in diesem politischen Machtspiel sind es die afghanischen Frauen, die zunehmend isoliert, verzweifelt und hoffnungslos zurückbleiben – in Angst vor dem nächsten Dekret, das ihnen vielleicht sogar das Atmen verbietet.



Text: Sohaila Awad
Fotos: Unsplash

زعموا أنني خلقتُ لكي لا أكونَ سوى ذلكَ الإناءِ لاحتضانِ المني...
جسدي ليس مني، تقول تعاليمهم... (أدونيس)

Ich frage mich oft, ob mich die Sprüche, die mir als Kind und Jugendliche gesagt wurden, stärker geprägt haben oder ob gerade subtile Botschaften, die nicht offen ausgesprochen wurden, mehr Räume in mir durchdringen und mich nicht einfach loslassen. Als Mädchen machst du dir keine Gedanken über den Öffnungsgrad deiner Beine. Ein Mädchen sitzt auf einer Bank und überschlägt ihre Beine breit übereinander. Sie denkt sich nicht viel dabei. Ein etwas älterer Junge sitzt ihr gegen-

über, schaut hin und sagt: „Du sollst deine Beine geschlossen halten!“ Sie ist irritiert, verunsichert, stellt ihre Beine nebeneinander, aber irgendwie findet sie das unbequem. Sie überschlägt ihre Beine wieder breit übereinander und denkt sich nichts dabei. Sie wird älter und denkt über diese Situation nach. Damals dachte sie sich: „Das sind doch meine Beine!“ Im Laufe der Jahre versteht sie langsam, dass die Gesellschaft das anders sieht. Die Gesellschaft erhebt einen Anspruch auf ihre Beine. Die Gesell-

schaft erhebt einen Anspruch auf Vieles: auf ihre Arme, auf ihre Brüste, auf ihre Haare, auf ihre Augen, auf ihre Lippen, auf ihren Bauch, auf ihre Füße, auf ihre Hände, und sogar auf ihren Blick. Die Gesellschaft erhebt einen Anspruch – in gemischtgeschlechtlichen Räumen und getrennten Räumen. Die Gesellschaft erhebt einen Anspruch auf die intimsten Sphären. Das Mädchen widerspricht. Sie widerspricht mit ihrem Körper und ihren Gedanken: Die Gedanken sind frei. Ich erinnere mich an viele Si-

tuationen, in denen es um die religiöse Verdammung von Sex außerhalb der Ehe ging, sowohl für Männer als auch für Frauen. Hingegen erinnere ich mich an keine Situation, in der mir als Mädchen oder Jugendliche direkt gesagt wurde, dass ich in der Gesellschaft als Frau keinen Sex vor der Ehe haben sollte. Ich erinnere mich jedoch an viele Szenen in Fernsehserien und Filmen, in denen eine Frau unehelichen Sex hatte. In meiner Erinnerung sind diese fast immer mit Gewalt, mit Scham, mit Verzweiflung verbunden gewesen, und dies für die Frauen, weniger für den Mann. An eine religiöse Verdammung von einvernehmlichem unehelichem Sex, sei es hetero oder queer, habe ich nie geglaubt. Wieso sollte sich Gott daran stören, wenn es denn einvernehmlich ist? An die Ansprüche der Gesellschaft auf meinen Körper habe ich als Jugendliche und später als erwachsene Frau auch nie geglaubt. Lange dachte ich, ich müsste nur in einer freieren Gesellschaft leben, um mich so zu verhalten, wie ich denke, denn: die Gedanken sind frei. Als erwachsene Frau in der für mich „neuen“ Gesellschaft dauerte es nicht lange, bis ich merkte, dass auch diese Gesellschaft Ansprüche auf meinen Körper erhebt. Diese Gesellschaft erhebt Ansprüche auf meinen Körper und sagt mir gleichzeitig, ich müsse als Frau aus einem „arabischen“

Land „Freiheit lernen“. Ich müsse Freiheit lernen... Dabei war mein ganzes Leben davor ein Kampf um Freiheiten, ein Kampf um die Freiheit des Denkens und des Handelns. Das interessiert aber nicht. Als Frau aus einem „arabischen“ Land müsse ich Freiheit erst lernen. Doch diese Freiheit hört bei der Frage nach der Sinnhaftigkeit des BH-Tragens auf. In der für mich „neuen“ Gesellschaft soll ich Freiheit lernen, aber die Entscheidung über meine Unterwäsche möchte mir diese Gesellschaft eben auch diktieren. Auf meinem Körper werden konstruierte Vorstellungen von „arabischen“ Ländern projiziert, die in dieser Gesellschaft vorhanden sind. Ich will für mich meine Stimme in dieser Gesellschaft finden, ohne dass mein Körper und meine Biografie zu Projektionsflächen werden. Ich verbinde die Ansprüche dieser Gesellschaft mit den Ansprüchen der Gesellschaft, in der ich vorher lebte. Ich merke, dass beides enger miteinander verbunden ist, als es auf den ersten Blick erscheint. Ich sitze in der Bahn und schaue auf die geschlossenen Beine der Frauen und die breitbeinige Sitzhaltung der Männer und denke mir: „Die Gesellschaft erhebt einen Anspruch, erhebt Ansprüche, und ich als Frau, ich als arabische Frau, ich widerspreche!“ Meine Beine sind breit überschlagen, denn die Gedanken sind

**Damals dachte sie sich: „Das sind doch meine Beine!“
Im Laufe der Jahre versteht sie langsam, dass die Gesellschaft das anders sieht.**

Die Autorin verfasst diesen Artikel aus der Perspektive einer direkt Betroffenen und teilt ihre Beobachtungen und Erfahrungen, die sie insbesondere im familiären und freundschaftlichen Umfeld gemacht hat. Ihr Fokus liegt dabei auf der Nurhak-Region in der heutigen Südost-Türkei, begrenzt auf die kurdischen Gebiete Meres, Meletî und Semsûr (trk. Maras, Malatya und Adiyaman). Der Artikel dient nicht nur als Darstellung ihrer Erkenntnisse, sondern auch als Aufruf zur Selbstreflexion innerhalb der eigenen Gemeinschaft.

Text: Eze Gülistan Gül
Foto 1: Unsplash
Foto 2: Privat

Wenn Assimilation zur Entscheidung wird

Ein persönliches Zeugnis

Olbistan¹ – ein Ort, an dem wir fast jeden Sommer verbrachten. Nach Jahren der Abwesenheit reiste ich wieder in die Heimat meiner Familie, nur um festzustellen, dass nicht nur der Boden unter unseren Füßen erschüttert war, sondern auch die Wurzeln unserer Identität. Doch das Erdbeben ist nicht das Einzige, das die Identität und das Leben der kurdischen Bevölkerung erschütterte. Die Trümmer, die sich vor mir auf türmten, erzählten nicht nur von zerstörten Häusern, sondern auch von den zerstörten Wurzeln der Kurden. Auf meiner Reise nach Olbistan stellte ich etwas Beunruhigendes fest: Diese Reise führte mir vor Augen, dass Assimilation längst nicht mehr nur eine aufgezwungene Bedrohung ist. Assimilation ist kein neues Phänomen, hat aber in den vergangenen Jahren neue Dimensionen angenommen. Für viele Kurden ist Assimilation zu einer Entscheidung geworden.

Selbstverständlich ist es eine gefährliche Vereinfachung zu behaupten, dass Assimilation eine bewusste Entscheidung sei. Für viele Kurden war Assimilation niemals eine Entscheidung im eigentlichen Sinne. Sprachverbote, die Verfolgung kultureller Praktiken und die andauernde Unterdrückung haben uns oft gezwungen, unsere Identität zu verleugnen. Unter den Bedingungen, die der Staat geschaffen hat, haben viele Kurden die türkische Identität übernommen. Der Wunsch, sich anzupassen, nicht aufzufallen, ist zu einer Überlebensstrategie geworden.

Meine Oma etwa lernte Türkisch erst, als sie in Deutschland in Fabriken arbeiten musste, wo sie mit türkischsprachigen Kollegen interagierte. Doch in der Heimat war Kurdisch für sie mehr als ein Kommunikationsmittel: Es war das Medium ihrer sozialen Welt und ein Symbol für eine Identität.

Für viele Menschen in der Region ist Kurdisch inzwischen eine Sprache der Vergangenheit. Die ältere Generation ist die letzte, die noch fließend Kurdisch spricht. In meiner Generation hingegen sprechen nur noch wenige den Nurhaq-Dialekt. Einer der maßgeblichen Gründe dafür ist die 100-jährige Assimilierungspolitik der Türkischen Republik, die von der Leugnung eines kurdischen Volkes und dem Verbot der kurdischen Sprache bis hin zur Verfolgung der kurdischen Identität reicht. Ein anderer Grund ist die erzwungene Migration und Flucht von Kurden in die urbanen Großstädte der Türkei, wie Izmir oder Istanbul. Viele kurdische Familien leben seit den 1980er Jahren dort und passten sich zunehmend der türkischen Mehrheitsgesellschaft an. Katastrophen wie das Erdbeben von 2023 verschärfen diese Entwicklung zusätzlich.

Viele Kurden, die nach Deutschland geflüchtet oder migriert sind, haben erst hier ein stärkeres Bewusstsein für ihr Kurdisch-Sein entwickelt. Die Entfernung von den politischen und sozialen Beschränkungen in der Türkei hat es ihnen ermöglicht, sich intensiver mit ihrer Sprache und Identität auseinanderzusetzen. Andererseits macht Assimilation auch vor Deutschland nicht Halt und ist grenzüberschreitend gleich gültig, da Kur-

den aus der heutigen Türkei in Deutschland bis heute unter der Kategorie „Türken“ subsummiert werden.

Diese Dynamiken tragen dazu bei, dass Assimilation zur Entscheidung wird. Hunderttausende von Menschen mit kurdischer Herkunft haben sich assimiliert und identifizieren sich als Türken. Ich spreche hierbei von jenen, die ihre Kinder nur noch auf Türkisch erziehen, weil sie glauben, dass sie dadurch fortschrittlicher seien. Oder von jenen, die denken, dass Kurdisch-Sprechen zu Misserfolg und Überforderung von Kindern führe. Dabei ist dies schon längst widerlegt, da Studien zeigen, wie bereichernd und vorteilhaft Mehrsprachigkeit ist.

Ich erinnere mich an eine Situation mit meinem Bruder: Obwohl wir in Deutschland geboren und aufgewachsen sind, bemühen wir uns beide, so gut wie möglich unsere Muttersprache zu sprechen. Auch wenn wir sie nicht perfekt beherrschen, nutzen wir sie dennoch. In Mersin wurden wir belächelt und manche fragten uns, warum wir überhaupt (noch) Kurdisch sprächen. Gleichzeitig wurden wir ausgelacht, wenn wir Türkisch sprachen, da unser kurdischer Akzent zu stark hervorsteht.



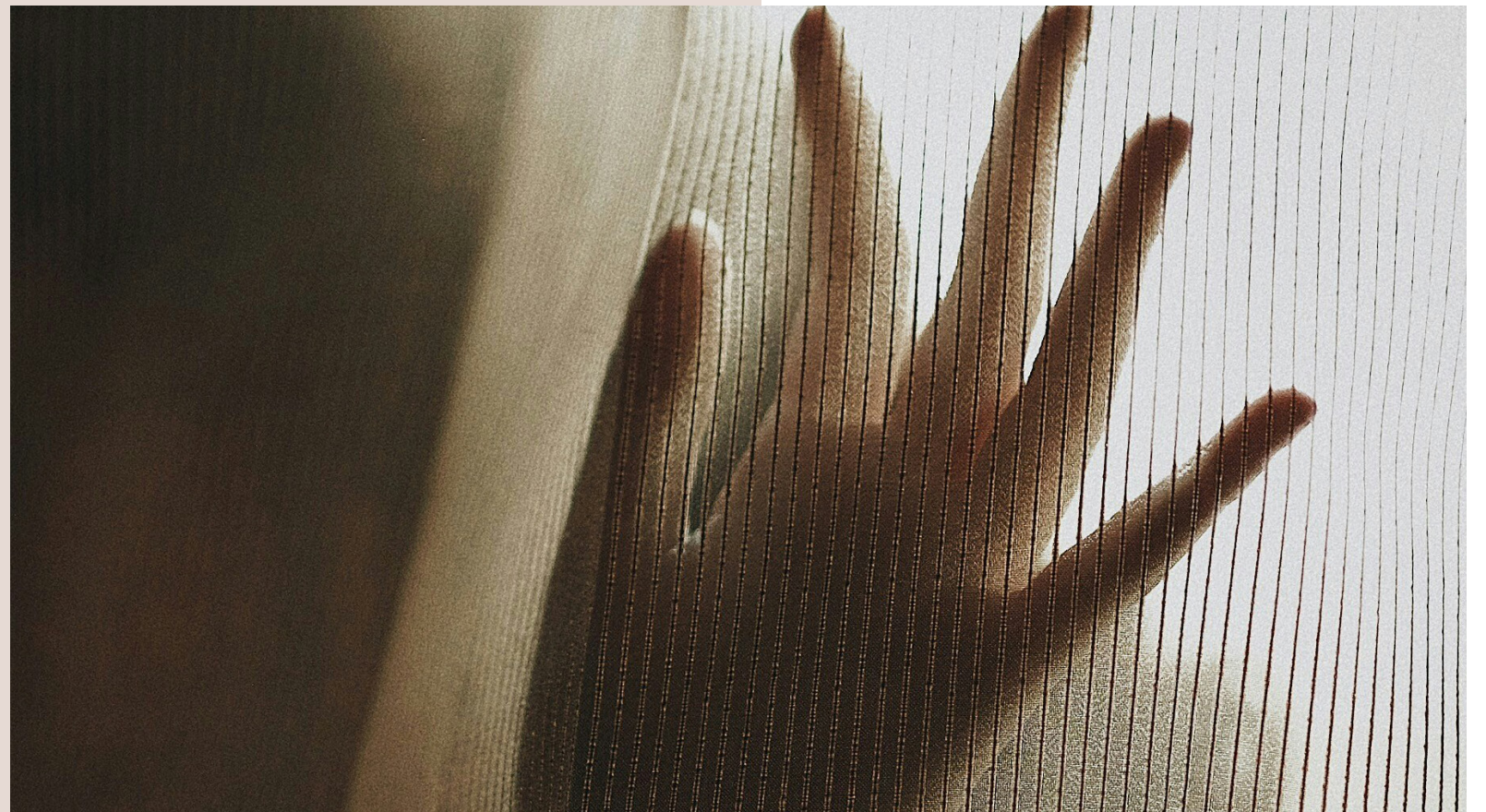
*Es zeigt sich in den Geschichten,
die nicht mehr erzählt werden,
weil sie zu gefährlich geworden
sind.*

Besuche in die Heimat beinhalten traditionell auch, dass man alle Verwandten besucht und zusammen Çay trinkt. Dort lobten unsere Verwandten meinen Bruder und mich dafür, dass wir immer noch die Heimat unserer Familie besuchten. Ein Onkel fügte hinzu: „Ja, sie sind nicht wie der Rest aus Deutschland. Das sind richtige Türken. Mashallah.“ Es schmerzte, solche Zuschreibungen von der eigenen Familie zu hören. Als wir erklärten: „Wir sind keine Türken. Auch wenn ihr es nicht wahrhaben wollt, aber ihr seid es auch nicht“, entgegnete uns eine Tante: „Ihr seid in Europa Kurden, aber hier sind wir Türken.“

Doch neben dieser Anpassung gab es über Generationen hinweg auch eine stille Widerstandsform: die kurdische Frau als Hüterin der Sprache und Identität. Schließlich nennt man es nicht umsonst Muttersprache. In einer Gesellschaft, in der Männer durch die Schule und den öffentlichen Raum gezwungen waren, die Sprache des hegemonialen Staates zu erlernen, blieb die Frau oft (gezwungen) im familiären Umfeld und bewahrte die kurdische Sprache und Kultur unbewusst weiter. Meine Großmütter, die bruchhaft Türkisch sprechen, sind ein lebendiges Beispiel dafür. Meine Oma etwa lernte Türkisch erst, als sie in Deutschland in Fabriken arbeiten musste, wo sie mit türkischsprachigen Kollegen interagierte. Doch

in der Heimat war Kurdisch für sie mehr als ein Kommunikationsmittel: Es war das Medium ihrer sozialen Welt und ein Symbol für eine Identität. Diese stille Bewahrung der Identität und Sprache traf jedoch immer wieder auf Gegenwind – auch innerhalb der eigenen Reihen. Es gibt genug Geschichten, wo unsere Eltern erzählten, dass sie von ihren Lehrern aufgefordert wurden, jene, die Kurdisch sprachen, zu melden. Auf solche Meldungen folgte nicht selten Gewalt. Es ist nicht so, dass sich Generationen von Kurden einfach entschieden hätten, ihre Sprache aufzugeben, ihre Bräuche zu verlernen und ihre Identität zu verwässern. Vielmehr war dieser Prozess eine direkte Folge kolonialer Maßnahmen, die über Jahrzehnte hinweg systematisch durchgeführt wurden. Assimilation, so wie wir sie kennen, ist ein tiefes kollektives Trauma, das bei fast allen Kurden Spuren hinterlassen hat.

Wir alle tragen dieses kollektive Trauma in uns, in unterschiedlichem Ausmaß und auf verschiedene Weisen. Es zeigt sich in den Sprachverlusten unserer Großeltern, die uns Kurmancî, Kirmançki oder Sorani nicht mehr lehren konnten, weil sie es selbst verlernt hatten oder ihnen verboten wurde, es zu sprechen. Es zeigt sich in den Geschichten, die nicht mehr erzählt werden, weil sie zu gefährlich geworden sind. Und es zeigt sich in den



stillen Anpassungen an eine Welt, die uns oft sagt, dass unser „Anderssein“ ein Problem ist.

Dennoch greift es zu kurz, diese Erzählung ausschließlich als eine von außen aufgedrängte Geschichte zu sehen.

Denn auch wir müssen uns die Frage stellen: Inwieweit haben wir uns selbst an diese Realität angepasst? Welche Kompromisse haben wir gemacht, um in einer Welt zu überleben, die uns immer wieder signalisiert hat, dass unsere kurdische Identität ein Hindernis sei? Diese Fragen sind unangenehm, aber notwendig.

Im Kurdischen sagt man: „Zimanê me nasnameya meye“ – Unsere Sprache ist unsere Identität. Wenn die Sprache verloren geht, verlieren wir einen Teil von uns selbst. Mein Ziel ist es nicht, belehrend zu sein. Ich möchte vielmehr dazu aufrufen, sich kritisch zu hinterfragen – nicht aus einem Gefühl der Schuld, sondern aus einem tiefen Bedürfnis nach Selbstreflexion. Der Widerstand gegen Assimilation war stets stark, aber heute ist es an der Zeit, dass wir unseren eigenen Habitus hinterfragen. In einer Welt, in der kulturelle Identitäten zunehmend verwischen, müssen wir uns der Realität stellen: Assimilation ist nicht nur etwas, das uns angetan wurde. Sie ist auch etwas, das in uns lebt, in unseren Entscheidungen, in unseren Kompromissen.

*Und es zeigt
sich in den stillen
Anpassungen an
eine Welt, die uns
oft sagt, dass unser
„Anderssein“
ein Problem ist.*

raum für

Ein Außerirdischer in der eigenen Haut

Seit meiner Kindheit in einer kleinen Stadt in Süddeutschland setzte ich mich mit scheinbar gegensätzlichen Fragen und Glaubenssätzen auseinander. Obwohl meine südeuropäische Mutter immer aufgeschlossen war und betonte, dass nur das Herz eines Menschen zählte, führte die schwierige Beziehung zu meinem türkischen Baba, der nach „elalem ne der“¹ handelte und Religion nutzte, um bestimmtes Verhalten zu erzwingen, dazu, mich intensiv mit Glaubensfragen auseinanderzusetzen.

Ich glaube an Gott, aber viele Dinge, die mir mein Umfeld an vermeintlichen Religionsvorsätzen weitergab, empfand ich als ungerecht und widersprüchlich zum Prinzip der Nächstenliebe.

In meiner Findungsphase verbrachte ich viel Zeit in Foren, die ich heute als salafistisch einordnen würde,

und suchte fieberhaft nach Antworten auf Fragen wie: „Was passiert, wenn ich mein Fasten eine Minute zu früh breche?“ Nicht selten ging ich nach dem Lesen der Kommentare weinend ins Bett.

Ein Tagebucheintrag von mir damals zeichnete das Leben ab, dass ich mir vorstellte: kein Alkohol, keine Drogen, und absolut, auf gar keinen Fall, niemals Sex vor der Ehe. Dies alles würde mir Jahre später witzig erscheinen, so hatte ich doch jede dieser Aufreger mehrmals gebrochen. Aber das erklärt vielleicht, warum ich zwar das Recht auf sexuelle und reproduktive Selbstbestimmung stets unterstützte, aber nicht sicher war, ob ich und meine intrinsische Furcht mit einer solchen Entscheidung leben könnten.

Dass alle Menschen das Recht haben sollten, über ihren eigenen Körper zu be-

stimmen, war mir klar, seitdem ich die Thematik verstehen konnte. Ebenso war mir klar, dass dieses Recht auf Selbstbestimmung gerade Frauen* oft verwehrt bleibt. Was mir jedoch nicht klar war, war, wie ich selbst reagieren würde, wenn ich einmal in diese Situation geraten sollte und entscheiden müsste.

Als ich das erste Mal entscheiden musste, war ich 24 Jahre alt und absolvierte gerade ein Praktikum in Istanbul. Corona hatte frisch die Welt in Aufregung versetzt und wir waren alle zuhause und gewöhnten uns an diese neue Realität. In dieser Zeit und ein paar Wochen vor der Deadline meiner Bachelorarbeit habe ich meine Beziehung Okan begonnen.

An einem Donnerstagsmorgen war ich genau zwei Wochen überfällig. Schon länger hatte ich ein schleichendes Gefühl, dass etwas nicht

ganz stimmte, aber mit all dem Stress der Bachelorarbeit und der Pandemie, hatte ich kaum Kapazitäten, mir Gedanken über dieses potenzielle Problem zu machen und habe mich einfach dafür entschieden, für einen Moment alles zu ignorieren und wegzuschieben. Irgendwann entschied ich mich doch, einen Schwangerschaftstests zu machen. Im Bad hatte ich mich eingeschlossen und wartete auf das Ergebnis des Schwangerschaftstests. Allerdings hatte ich schon ein seltsames Gefühl, das mir sagte, das Ergebnis wird positiv sein.

Zu Beginn musste ich aus „Schock“ dieser klaren Bestätigung meiner Ahnungen lachen. Meine erste Reaktion war ein Lachen – Schock über die Bestätigung meiner Vorahnung – bis mir plötzlich die Tränen kamen. Eine Abwägung kam für mich nie infrage, nie fragte ich mich, ob

ich die Schwangerschaft fortführen sollte. Ich wusste, dass es nur einen richtigen Weg für mich gab, nur einen, der sowohl mich als auch ein potenziell anderes Lebewesen nicht dauerhaft schädigen würde!

Ich rief eine enge Freundin, Duru an. Zusammen recherchierten wir nach Möglichkeiten eines Schwangerschaftsabbruchs, der schnell und vor allem günstig durchgeführt werden konnte.

Erst fielen mir aufgrund von limitierten finanziellen Möglichkeiten merdivenalti-Kliniken² ins Auge, am Ende hatte ich das Privileg mich aus Sorge vor langfristigen Konsequenzen für mich und meine Fruchtbarkeit dagegen zu entscheiden. Duru und ich fanden eine Klinik, deren Preis recht niedrig war – umgerechnet etwa 500 Euro. Vergleichsweise lag der Preis anderer Kliniken um die

1000 Euro, und dennoch plagte mich der Gedanke an die Optionen anderer Menschen, gerade angesichts der schweren Wirtschaftskrise in der Türkei.

Meinem Freund Okan erzählte ich von der Schwangerschaft erst am Telefon, als ich alles geregelt hatte. Ich sagte ihm direkt, dass ich schwanger bin, aber bereits eine Klinik gefunden hatte, die sich um das „Problem“ kümmern würde. Ich hatte Angst davor, wie er reagieren würde, Angst davor, er würde mich in irgendeiner Art und Weise bedrängen und ich wäre ganz alleine. Erst geriet er in Panik, versprach mir dann aber, an meiner Seite zu sein und die Kosten mit mir zu teilen. Das beruhigte mich sehr.

In meinem WG-Zimmer habe ich die Tage bis zum Abbruchtermin abgewartet, isoliert von meinen aufgeschlossenen und feministischen Mitbewohnerinnen.

stimmen

¹Das Konzept von „elalem ne der?“ lässt sich auf Deutsch als „Was werden die Leute sagen?“ übersetzen. Es beschreibt die Sorge darum, wie das eigene Verhalten oder Entscheidungen von der Gesellschaft oder der Gemeinschaft bewertet werden.

Text: ÇÎYA*

*In jeder Ausgabe gibt es Artikel, die unter ÇÎYA veröffentlicht werden. ÇÎYA steht für alle Menschen, die der im Artikel vertretenen Meinung sind, diese aber aufgrund der Unterdrückung nicht ausdrücken können bzw. dürfen.

Ich traute mich nicht, ihnen von meiner Situation zu erzählen. Zu groß war die Scham, als „dumm“ gesehen zu werden, dumm genug, trotz vieler Aufklärung nicht verhütet zu haben und jetzt in dieser Situation zu sein. Mein Körper fühlte sich fremd an, in meiner Haut steckte ein unerwünschter Eindringling. Bei jedem Blick in den Badezimmerspiegel wurde mir schlecht, mir war klar, dass sich mein Körper veränderte. Eine Veränderung, die ich spüren konnte – und nicht wollte. In diesen Tagen rauchte viel mehr als sonst. Es fühlte sich an wie eine Nachricht an diesen Eindringling: „Jetzt kannst du sowieso nicht mehr bleiben“.

Am Tag des Abbruchs und beim Stopp am Geldautomaten bemerkte ich, dass mir mein Baba, einfach so und ohne zusätzliche Nachricht, Geld überwiesen hatte. Obwohl ich es mir im Traum nicht

vorstellen könnte, je meinem Baba von dem Abbruch zu erzählen, berührte mich dieser Zufall. Es war, als würde er fühlen, dass ich es brauchte und als wäre er trotzdem irgendwie an meiner Seite.

Die gynäkologische Klinik war voll mit schweigenden jungen Frauen und ihren Begleitpersonen. Es herrschte ein stilles Verständnis unter uns, dass wir alle aus dem gleichen Grund hier waren. Okan drückte meine Hand und seine Präsenz gab mir Ruhe. Als Okan und ich, sichtlich jung, schüchtern und ohne Ring am Finger, im Behandlungszimmer saßen, fragte der ältere Arzt uns zuerst, ob wir denn verheiratet seien. „Ja, hier haben wir ein Kind“, sagte er, als er einen erbsengroßen Zellhaufen auf dem Ultraschall sah. Anschließend wurde ich recht schnell und sehr routiniert auf den Behandlungsstuhl

gebracht und für die Narkose vorbereitet. Um mich schwirrten mehrere Arzthelfer:innen, doch keine sprach mit mir.

Als ich aus der Narkose aufwachte, kam der Arzt in den Raum und untersuchte meinen Uterus. „Ist alles in Ordnung?“ fragte ich in meinem gebrochenen Türkisch, immer noch heftig benebelt von den Narkotika. „Nein“ sagte der Arzt und für eine Sekunde stand meine Welt still. Große Angst überkam mich: Was war schiefgelaufen? Konnte der Abbruch nicht durchgeführt werden? Oder war ich jetzt vielleicht unfruchtbar? „Nein“ wiederholte er, „weil wir soeben ein Leben genommen haben“. Mein Herz raste immer noch vor Angst, während ich entblößt auf dem Behandlungstuhl saß. Okan sagte nichts.

Drei Jahre später und nachdem ich zweimal von Okan betrogen wurde, haben

wir uns getrennt. Monatelang rang ich mit Selbstzweifeln und Depression, und dem Schreiben meiner Masterarbeit.

In einem Versuch meinen Alltag umzugestalten

und mich dazu wagen, neue Menschen kennenzulernen, lud ich mir Dating-Apps herunter und lernte Doğukan kennen. Er brachte mich oft zum Lachen und vermittelte

mir das Gefühl, wir hätten eine tiefe Verbindung.

Nach unserem ersten Date lud ich ihn zu mir nach Hause ein und dort führte irgendwann eines zum anderen. Obwohl es mir zu schnell ging, als er betrunken Verhütung ablehnte, sagte ich nichts.

Ein weiteres Mal sahen wir uns nicht.

Ein paar Wochen später hatte sich meine Periode wieder verspätet, allerdings machte ich mir diesmal keine großen Sorgen, ich hatte Stress in den letzten Monaten und öfters Verspätungen. Doch die zwei Linien auf dem Schwangerschaftstest wollte ich nicht glauben, die Menschen sympathisieren eventuell mit einem Schwangerschaftsabbruch, aber zwei?

Die Schuld, die Scham, die Last dessen, ein zweites Mal „so dumm“ zu sein, mich ein weiteres Mal in

Mein Körper fühlte sich fremd an, in meiner Haut steckte ein unerwünschter Eindringling. Bei jedem Blick in den Badezimmerspiegel wurde mir schlecht, mir war klar, dass sich mein Körper veränderte. Eine Veränderung, die ich spüren konnte – und nicht wollte.



²Einrichtungen, die ohne die notwendigen behördlichen Genehmigungen und oft unter unsicheren oder unhygienischen Bedingungen arbeiten, um günstigere medizinische Dienstleistungen anzubieten.

raum für

diese Situation zu begeben, lag zu tief – ich konnte nicht darüber sprechen, mit niemandem. Also sagte ich es anfangs nur Doğukan, sehr nüchtern und „vollendet“ und betonte dabei, dass ich keine finanzielle Unterstützung erwartete, obgleich die Kosten eines Schwangerschaftsabbruchs in der Türkei in den Jahren zuvor noch teurer geworden waren. Ich stellte klar, dass alles, was ich von ihm wollte, emotionale Unterstützung war. Doğukan fragte mich nach meiner letzten Periode und sagte mir dann, dass er mit einem Freund, der Gynäkologe ist, gesprochen hatte und es seinen Berechnungen zufolge absolut nicht von ihm sein könnte. Er versicherte mir jedoch, er sei ein guter Mensch und würde mir selbstverständlich trotzdem beistehen. Nach unserem Gespräch blockierte ich ihn überall. Da die Kosten zu hoch waren,

flog ich zurück nach Deutschland, erzählte es meiner Mutter, und sie stand mir bei – ein Privileg, das viele nicht haben. Nach einem angenehmen Beratungsgespräch bei der Diakonie, war ich bei einem Gynäkologen, der aus dem Iran stammte. Er machte einen Ultraschall und sagte „Schau mal, wie klein das ist. Das sieht man kaum – das ist doch nichts!“. Da war ich ihm unendlich dankbar. Als ich in Narkose eingeleitet wurde, begann ich heftig zu weinen. Ich fühlte mich so allein mit der Scham, dass ich mich trotz Aufklärung und vorheriger Erfahrungen wieder in diese vermeidbare Situation gebracht hatte. Die Arzthelferin versuchten mich zu beruhigen und ich schlief ein. Als ich aufwachte, beschimpfte ich, zum großen Vergnügen der Arztpraxis, erst einmal alle Männer dieser Welt. Später fing ich im Auto an zu weinen.

Dann schaute ich aber wieder auf meine Mama, die diesmal meine Hand hielt, und dachte mich an die Möglichkeit der Operation, die ich zwei mal hatte, und ich wusste, wie viel Glück ich eigentlich habe. Von meiner ersten Erfahrung habe ich engen Freundinnen erzählt, manche waren mit der Situation überfordert und wussten nicht, was sie sagen sollen bzw. wie sie damit umgehen können. Manchen fiel es schwer, Empathie für meine Erfahrungen aufzubringen.

Ich habe am eigenen Körper erfahren, wie Schwangerschaftsabbrüche gesellschaftlich noch immer zu einem Tabu gemacht werden. Doch sobald man den Mut findet, offen darüber zu sprechen, öffnen sich auch andere und teilen ihre Erfahrungen. Sehr prägnant erschien mir, dass wir, in Gesprächen mit Freundinnen in den Jahren danach,

Ich habe am eigenen Körper erfahren, wie Schwangerschaftsabbrüche gesellschaftlich noch immer zu einem Tabu gemacht werden.

herausfanden, dass viele unserer Mütter, Tanten, Schwestern einen solchen Eingriff hinter sich haben. Dabei beobachtete ich, dass Schuldgefühle vor allem bei Frauen, die schon Kinder haben, besonders schwer wiegen, ein Empfinden, dass Studien ebenfalls belegen.³ Eine Bekannte erzählte mir, dass auch sie zwei Schwangerschaftsabbrüche hinter sich hatte und nahm mir da-

mit etwas von meinen eigenen Schuldgefühlen. Zusammen weinten wir und umarmten uns und es zeigte mir, wie alles einfacher wird, wenn wir Erfahrungen miteinander teilen und uns gegenseitig unterstützen.

Manchmal denke ich mir, wow, hätte ich diese Entscheidungen damals nicht getroffen, dann hätte ich jetzt Kinder in diesem und jenem Alter. Jedoch kommen diese

Gedanken immer aus einem Ort der Kuriosität - nie aus Reue. Ich möchte keine Kinder bekommen, wenn ich mich nicht bereit dazu fühle, diese auf angemessene Art und Weise, seelisch und finanziell zu unterstützen. Ich möchte eine bewusste Entscheidung treffen.

Und außerdem ist mein Körper, mein Körper.

stimmen

³Rocca et al. (2020). Emotions and decision rightness over five years following an abortion: An examination of decision difficulty and abortion stigma. In: Social Science & Medicine, 248, S. 1-8.



Zwischen den Welten: Laylas Weg durch Vertreibung und Selbstbestimmung

Anlässlich der Premiere des Films „BÊMAL“ (dt. Heimatlos) in Berlin tritt Layla auf die Bühne, ihre Präsenz erfüllt den Raum. Sie beginnt von ihrer Kindheit zu erzählen – einer Geschichte, die von Flucht, Vertreibung und einer unerschütterlichen Stärke zeugt. Ihre Worte breiten sich wie ein leiser, aber eindringlicher Strom durch den Raum, schaffen Momente der Stille und vereinen scheinbar unvereinbare Gegensätze. ÇİYA erhält die Gelegenheit, Layla in einem Interview zu begegnen und mehr über ihr bewegtes Leben, ihren Kampf gegen das Patriarchat und ihren Weg als Model in Deutschland zu erfahren.

Fotos: Privat



Interview mit Layla

ÇİYA: Liebe Layla, vielen Dank für deine Zeit und dass wir mit dir ein Gespräch führen dürfen.

Layla: Lieben Dank für die Anfrage. Ich freue mich auf das Gespräch mit euch.

ÇİYA: Was bedeutet dein Beruf als Model für dich persönlich?

Layla: Das Modeln hat mich zu mir selbst geführt, als ich mich verloren fühlte. Es wurde meine Heilung und meine Heimat – eine Heimat, die ich nirgendwo sonst finden konnte. Es gibt mir die Freiheit, mich auszudrücken, meine Geschichte zu erzählen und Kunst mit meinem Ausdruck zu erschaffen. Vor der Kamera spüre ich eine Leichtigkeit, als würde das Leben für einen Moment seine Schwere verlieren. In diesen Momenten lebe ich im Hier und Jetzt und spüre, dass alles möglich ist. Besonders stolz bin ich darauf, als Jesidin in dieser Branche meinen Platz gefunden zu haben. Es bedeutet für mich mehr als nur Ästhetik – es ist ein Zeichen von Stärke, Identität und Wandel. Ich hoffe, mit jedem Schritt, den ich gehe, neue Spuren zu hinterlassen und anderen den Weg zu ebnen – ohne Einschränkungen, ohne Unterdrückung, nur mit meiner Wahrheit.

ÇİYA: Was sind die Herausforderungen und Chancen, als Model zu arbeiten?

Layla: Als Model zu arbeiten bedeutet für mich, ständig zwischen Herausforderungen und Chancen zu navigieren. Ich habe viele Herausforderungen erlebt, besonders am Anfang meiner Karriere. Es war nicht einfach, mich in einer Branche zu behaupten, in der so viel Wert auf Äußeres gelegt wird, besonders als Jesidin. Ich musste lernen, mich selbst treu zu bleiben und meine Identität zu bewahren, auch wenn ich oft mit Vorurteilen konfrontiert wurde. Der Druck, den die Branche mit sich bringt, ist real, und ich musste lernen, diesen zu überwinden. Aber genau das hat mich stärker gemacht. Es geht nicht nur darum, gut auszusehen. Es geht darum, sich auszudrücken, sich zu behaupten und den eigenen Weg zu gehen. Doch trotz all dieser Herausforderungen bietet das Modeln auch unglaubliche Chancen. Es ist

für mich eine Plattform, um meine Geschichte zu erzählen, um Sichtbarkeit zu schaffen und für mehr Akzeptanz zu kämpfen. Besonders stolz bin ich darauf, als Jesidin in der Modewelt arbeiten zu können. Es ist eine Chance, Diversität und Kultur zu repräsentieren, die sonst oft übersehen wird. Ich sehe es als meine Aufgabe, anderen zu zeigen, dass auch wir, als Menschen mit einer anderen Herkunft, unseren Platz in dieser Welt haben können. Für mich ist Modeln mehr als ein Beruf – es ist eine Art, das Leben in seiner ganzen Vielfalt zu feiern und eine Veränderung in der Branche zu bewirken.

ÇİYA: Wie hast du deine Ankunft in Deutschland erlebt?

Layla: Meine Ankunft in Deutschland brachte zunächst Erleichterung. Nach Jahren voller Unsicherheit hatte ich endlich wieder ein Dach über dem Kopf, etwas zu essen und vor allem Sicherheit. Im Flüchtlingslager durfte ich viele wunderbare und hilfsbereite Menschen kennenlernen, darunter auch Gleichgesinnte, mit denen ich mich austauschen konnte. Doch als der Alltag einkehrte, wurde mir bewusst, dass Ankommen nicht gleich Zuhause sein bedeutet. Ich musste von null starten – ohne Freunde, ohne ein vertrautes Umfeld. In der Schule musste ich die Sprache neu lernen, was eine große Herausforderung war. Gleichzeitig erlebte ich viel Rassismus und Ausgrenzung, was das Gefühl der Fremdheit verstärkte. So sehr ich nach einem Zuhause suchte, konnte ich es nie ganz finden – weder hier noch anderswo.

ÇİYA: Welche Erfahrungen hast du im Leben in einem Flüchtlingscamp gemacht?

Layla: Ich habe dort sowohl positive als auch negative Erfahrungen gesammelt. An manchen Tagen kamen all die Erinnerungen hoch, und an anderen fühlte ich mich aufgefangen. Eine der größten Lektionen, die ich gelernt habe, ist, dass man keine gemeinsame Sprache braucht, um Menschen zu verstehen. Wir haben mit dem Herzen kommuniziert, und dafür bin ich unendlich



Die Flucht vor dem IS war das prägendste Ereignis meines Lebens. Über Nacht verlor ich meine Kindheit, mein Zuhause und meine Freunde, und wurde gezwungen, erwachsen zu werden, obwohl ich noch ein Kind war.

dankbar. Doch es gab auch viele traurige Momente. Ich durfte nicht oft raus und konnte keine Familienmitglieder treffen, was mich tief getroffen hat. Die Energie im Lager war oft schwer – die vielen Schicksale, die Sorgen und die Unsicherheit lagen in der Luft. Strenge Regeln bestimmten unseren Alltag, damit alles reibungslos funktionierte. Ich habe in zwei unterschiedlichen Flüchtlingslagern gelebt, jedes mit seinen eigenen Herausforderungen. Doch eines blieb in meinem Herzen: die Dankbarkeit. Trotz aller Strapazen war ich in Sicherheit und bei meiner Familie. Die Flucht hat uns alle tief geprägt, aber egal, wie schwer es war – wir wussten, dass es immer noch besser war, als weiter vor dem „Islamischen Staat“ (IS) fliehen zu müssen.

ÇİYA: *Wie erlebst Du das Leben als geflüchtete Frau in Deutschland?*

Layla: Als geflüchtete Frau in Deutschland ist das Leben mit vielen Herausforderungen verbunden. Anfangs fühlt man sich oft als Fremde, unsicher und nicht wirklich zuhause. Besonders als Frau, die eine andere Kultur und Herkunft mitbringt, gibt es oft Vorurteile und Schwierigkeiten, sich vollständig in die Gesellschaft zu integrieren. Die Sprache zu lernen und sich an ein neues Umfeld anzupassen, ist eine der größten Herausforderungen. Doch auf der anderen Seite gibt es auch Chancen, sich neu zu definieren, zu wachsen und eine eigene Stimme zu finden. Viele Frauen, die geflüchtet sind, kämpfen mit den gleichen Ängsten und Unsicherheiten, aber sie zeigen auch unglaubliche Stärke und Durchhaltevermögen. Manchmal fühlt es sich so an, als würde man gleichzeitig für sich selbst und für die ganze Gemeinschaft kämpfen. Aber die Möglichkeit, in einem sicheren Land zu leben, neue Perspektiven zu entwickeln und in einem Umfeld voller Möglichkeiten zu arbeiten, gibt einem auch Hoffnung und Kraft. Für mich persönlich bedeutet es, dass ich als Frau mit meiner Geschichte und meiner Identität weiterhin sichtbar sein kann, auch wenn der Weg anfangs nicht einfach war. In Deutschland zu leben, ermöglicht mir, nicht nur für mich selbst, sondern auch für andere, die sich in einer ähnlichen Situation befinden, neue Türen zu öffnen und Brücken zu bauen.

ÇİYA: *Wie hat die Flucht dich und deine Sicht auf das Leben geprägt?*

Layla: Die Flucht vor dem IS war das prägendste Ereignis meines Lebens. Über Nacht verlor

ich meine Kindheit, mein Zuhause und meine Freunde, und wurde gezwungen, erwachsen zu werden, obwohl ich noch ein Kind war. Ich wusste nicht, wie es sich anfühlt, wochenlang in völliger Ahnungslosigkeit, purer Angst und Zweifeln zu leben, bis die Flucht mich zwang, all das zu erleben. Die Auswirkungen werden mich mein Leben lang begleiten, denn mein Wesen hat sich grundlegend verändert. Ich leide weiterhin unter schrecklichen Erinnerungen, die mich sowohl psychisch als auch körperlich belasten. Oft merke ich, dass ich in glücklichen Momenten Freude empfinde, nur um im nächsten Augenblick das Gefühl zu haben, dass diese Freude bald wieder verschwinden könnte. Ich frage mich oft, ob ich Glück jemals wieder so erleben werde wie damals in meiner Kindheit. Es wird nie wieder so sein. Heute, als erwachsene Frau, habe ich nur noch ein Ziel: mich selbst zu verwirklichen und meine Träume zu erfüllen. Ich möchte, dass dieses Ereignis nicht vergessen wird, damit sich die Geschichte nicht wiederholt. In meiner Arbeit als Menschenrechtsaktivistin setze ich mich immer wieder mit meinem Schicksal auseinander – es ist manchmal unmöglich, es zu vergessen. Als Betroffene spüre ich immer die tiefe Trauer über das, was vergangen ist, doch bleibt mir nichts anderes übrig, als mit dieser Last zu leben.

ÇİYA: *Was kann der Feminismus von den Widerstandsbewegungen kurdischer Frauen lernen?*

Layla: Diese Frage ist für mich schwer zu beantworten. Nach langem Nachdenken denke ich, dass der Feminismus und die Widerstandsbewegung der kurdischen Frauen viel miteinander zu tun haben. Wenn man beide gegenüberstellt, sieht man, dass beide für etwas kämpfen und etwas verteidigen wollen. Der Feminismus sollte meiner Meinung nach verstehen, dass jeder Kampf anders aussehen kann. Während Frauen in der einen Welt für ihre Stimme kämpfen, um gesehen zu werden, arbeiten zu können und an der Gesellschaft teilzuhaben, haben Frauen in der anderen Welt keine andere Wahl, als wie Männer in den Krieg zu ziehen, um Menschenrechte zu erlangen. Unabhängig von dem Willen, ihre eigene Meinungsfreiheit und ihre eigenen Rechte zu haben, sieht die Realität so aus, dass die Widerstandsbewegung der kurdischen Frauen von ganz unten beginnt, um überhaupt Menschenrechte zu haben. Sie geben ihre Familien und Träume auf und nehmen den Tod in Kauf, um für Sicherheit zu kämpfen. Sie sorgen dafür, dass ihre Familien und

andere in ihrer Gemeinschaft eine Chance zum Überleben haben. Das ist wahre Stärke. Ich sehe, dass wir viel von ihrer Stärke und Anmut für all die täglichen Herausforderungen in der westlichen Welt mitnehmen können.

ÇÎYA: Welche besonderen Stärken siehst Du bei Frauen aus deiner Region?

Layla: Ich finde die Frage sehr schön, da ich viele Beobachtungen in der Vergangenheit gemacht habe. Was mich am meisten beeindruckt, ist die unzerstörbare Hoffnung und das Licht, das die Frauen in meiner Community ausstrahlen, um aus der Dunkelheit zu entkommen. Jede Frau führt ihren eigenen Kampf, doch sie halten zusammen und geben nie auf. Sie stellen oft ihre eigenen Bedürfnisse hinten an, um den Zusammenhalt der Familie zu sichern. Diese Frauen haben eine unglaubliche Stärke, ihre Identität und ihren Glauben zu bewahren und Widerstand zu leisten. In Momenten der Verzweiflung schaue ich zu diesen Frauen und erinnere mich daran, dass ich schon so viel geschafft habe. Sie sind für mich ein Symbol der Stärke, weil sie nie eine andere Wahl hatten, als stark zu sein. Wenn ich nicht mehr weiterkomme, denke ich an die Frauen aus meiner Community, und das gibt mir die Kraft, weiterzumachen. Ihr Mut und ihre Ausdauer inspirieren mich immer wieder.

ÇÎYA: Was bedeutet für dich das Motto „Jin, Jiyan, Azadî“ (dt. Frau, Leben, Freiheit)?

Layla: „Jin, Jiyan, Azadî“ ist für mich kein bloßes Motto, sondern eine kraftvolle Bewegung, die sich auch in der Zukunft weiter entfalten und immer wieder Menschen vereinen wird, die für das Richtige eintreten. Besonders wichtig ist es für mich, diese Bewegung vor Augen zu haben, da sie mich stets daran erinnert, dass immer noch jesidische Frauen in Gefangenschaft sind und weiterhin gesucht werden. Diese Bewegung richtet sich an jede Frau, die in ihrer Freiheit eingeschränkt wird, die nicht gehört und nicht gesehen wird von der Gesellschaft. Sie ist nicht nur für eine bestimmte Gruppe von Frauen gedacht, sondern soll und wird immer dann ins Leben gerufen, wenn einer Frau ihre Freiheit und ihr Recht auf Leben verweigert werden!

Für mich ist diese Bewegung von besonderer Bedeutung, weil ich damals nicht gehört wurde, als ich um mein Leben rannte. Deshalb setze ich

meine Stimme und meine gesamte Existenz ein, um sicherzustellen, dass jede Frau gehört wird und ihre Rechte geachtet werden. Die Frau ist das Fundament der Gesellschaft, denn aus ihr strömt das Leben, und ohne sie gibt es keinen Fortbestand des Lebens und seiner Entwicklung. Es stellt sich die Frage: Warum müssen wir heute überhaupt dafür kämpfen, dass Frauen mit Würde und als gleichwertige Menschen behandelt werden, wenn sie doch einen so entscheidenden Teil der Gesellschaft ausmachen?

ÇÎYA: Wie können wir die feministischen Kämpfe früherer Generationen sichtbar machen?

Layla: Die feministischen Kämpfe früherer Generationen können wir uns immer vor die Augen halten, indem wir voller Dankbarkeit zurückblicken und sehen, wie weit wir es geschafft haben. Wir können dank Menschen, die sich damals für Gleichberechtigung einsetzten, nun diesen Kampf weiterführen bis jeder Mensch von diesem Recht Gebrauch machen kann. Wichtig ist, dass man diese Geschichten als Inspiration betrachtet und diese an jene weitergibt, die es brauchen.

ÇÎYA: Begegnest du immer noch patriarchalen Strukturen, und wie gehst du damit um?

Layla: Als ich mit dem Modeln angefangen habe, musste ich mir viel anhören, sei es von meinem inneren Kreis als auch von der jesidischen Community. Es war für sie so undenkbar und unmöglich, dass ich als Jezidin es wagen konnte zu träumen, Model und Schauspielerin zu werden. Diese Welt ist ihnen so fremd, dass sie mich als Menschen abgelehnt haben, nur weil sie den Beruf als verachtend sehen. Die patriarchalen Strukturen und altertümliche Denkweise in der Community habe ich immer wieder begegnen müssen. Während junge Menschen mich unterstützt haben, hat mich alte Menschen dafür kritisiert und verachtet. Ich habe den Hass genutzt, um noch stärker zu sein, weil ich nicht ihnen Recht geben wollte. Wenn ich aufgehört hätte, würden sie denken, dass sie im Recht lagen. Ich vertrete die Meinung, dass meine Zugehörigkeit kein Hindernis für meine Träume darstellt. Im Gegensatz sie zeigt, dass man immer groß träumen darf, auch wenn man in seiner Community keine Vorbilder hat. Ich habe seitens meiner Familie die volle Unterstützung erhalten, nachdem ich ihnen erklärt habe, was dieser Beruf ist und wie ich das angehen will. Meine Mutter habe ich auch nach



vielen Versuchen überzeugen können. Ich möchte meine Geschichte selbst zu Ende schreiben, da mich mein Hintergrund und mein Schicksal nicht definiert.

Ich habe in dem Chaos gelernt, dass ich zu mir stehen muss auch wenn sich einige abwenden. Ich habe gelernt, die Grenzen anderer Menschen nicht zu meinen Grenzen zu machen.

ÇÎYA: Welche Botschaft möchtest du anderen geflüchteten Frauen mit auf den Weg geben?

Layla: Die Botschaft, die ich an andere geflüchtete Frauen richten möchte, lautet: Ihr seid mehr als nur Opfer eurer Flucht. Ihr seid starke, resiliente Frauen, die trotz aller Widrigkeiten überleben und weitermachen. Lasst euch nicht durch die Umstände definieren – eure Identität, eure Würde und eure Stärke sind unantastbar. Es ist nie zu spät, den Kampf für eure Rechte und eure Träume fortzusetzen. Auch in den dunkelsten Momenten gibt es immer einen Funken Hoffnung, der euch den Weg weist. Haltet an der Vorstellung einer besseren Zukunft fest, denn ihr habt das Recht, diese Zukunft zu gestalten. Lasst uns gemeinsam für eine Welt kämpfen, in der jede Frau in Freiheit, Sicherheit und Gleichberechtigung leben kann.

Zwischen Bart und Binaritäten, Berlin und Kairo

Text: Kaleidolicious
Fotos: Privat

Sie singt ihr ihre Liebe auf der Bühne zu, sie küssen sich, sie legen sich zusammen unter eine Decke. An jedem anderen Tag hätte ich mich sehr über queere Repräsentation auf der Bühne, auf der Straße oder in der Tram gefreut. Aber heute nicht. Heute bin ich unerwarteterweise bei einer queeren Adaption der Oper Idomeneo gelandet und es sitzen mein Vater links von mir, meine Mutter rechts und meine Partner*in neben meiner Mutter. Aus den Augenwinkeln sehe ich, wie mein Vater sein Gesicht in der Hand verbirgt und, wie die Augen meiner Mutter von der Bühne zu den Untertiteln zu den Performenden springen. Als wären sie auf der Suche nach eindeutigen Zeichen, nach Beweisen, schwarz auf weiß, um ihr Urteil fällen zu können, ist es jetzt gut oder böse, richtig oder falsch. Ich starre nach vorne, weil ich nicht weiß, wo ich hinschauen soll. Meine Finger umklammern das Programmheft und ich merke, wie ich anfangs, die Oper aus der Perspektive meiner Eltern zu betrachten. Als würden ihre Gedanken um mich herum, mich anstecken. Dabei merke ich gar nicht, wie mein Rücken sich Knoten um Knoten verspannt.

Ich denke: „Bitte schnell weiter.“

Und ich habe Angst, vor ihrer Angst um mich, jetzt in Berlin, wo es queere Reinterpretationen von Stücken von Mozart gibt. Wo es ältere Trans und genderfluide Menschen gibt, die mir ihre Geschichten erzählen können. Wo sich in meinem Hausprojekt wöchentlich ein Trans Chor trifft. Wo es queere Bars gibt, die täglich Drag-Shows veranstalten. Wo es staatlich geförderte Programme für junge Drag-Kings und Quings gibt (zumindest bis zu den von der CDU beschlossenen Kürzungen), an denen ich selbst teilgenommen und mit Menschen aus verschiedenen Kontexten und Hintergründen im Theater performt habe.

Ich bin bewusst in eine Stadt gezogen, in der ich beim Warten auf den Bus meine Partner*in küssen kann. In eine Stadt, in der queere und rassifizierte Menschen sich politisch organisieren, sich in der Öffentlichkeit versammeln und dekoloniale Kunst zeigen können (wobei die zunehmende Polizeigewalt, der Rechtsextremismus und die Kürzungen im Kulturbereich furchteinflößend sind).

In eine Stadt, in der Menschen in verschiedenen

arabischen Dialekten die Sprache neudenken und gender-frei einsetzen. In eine Stadt, in der ich mit aufgeklebten oder gezeichneten Haaren im Gesicht in die U-Bahn steigen kann. In eine Stadt, in der ich zwischen den Binaritäten existieren kann. Oder wie Romy Haag in ihrem Lied schreibt: „In meiner Stadt darf ich, ich sein“.

Diese Art des Seins fällt aus den Normen, Moralvorstellungen und Lebenserwartungen meiner Eltern heraus, die ihnen über Generationen hinweg weitergegeben wurden. Eine der größten Kirchen in Ägypten und in der MENA-Region, in der ich aufgewachsen bin und in die meine Eltern immer noch regelmäßig gehen und sich engagieren, bietet Konversionstherapie an. Sie haben mir dazu geraten, mir dort „helfen zu lassen“. Ein Buch, das in christlichen Kreisen in meiner Jugend kursierte (und es wahrscheinlich leider immer noch tut) heißt „Weißt du nicht, wie schön du bist“. Das war



die Edition für „Frauen“. Es feiert allerdings nicht die Vielfalt der Körper, sondern diktiert ganz genau die enge Norm des Frau-Seins im Patriarchat. Ruhig und nett sein, drinnen bleiben, mit Puppen spielen, die Prinzessin sein, die in die High Heels der Mutter schlüpft und ihr Leben lang zielstrebig auf das Heiraten hinarbeitet, bis sie irgendwann von ihrem Prinzen gefunden wird. Die Edition für Jungs heißt „Wild at Heart“. Schon der Titel macht deutlich, welchem Geschlecht welche Attribute als intrinsisch zugeschrieben werden und welche nicht. Wer darf sich austoben und ausprobieren, selbstbewusst, laut und wild sein und wer nicht.

Diese Normen, Geschlechterrollen, Binaritäten werden ihnen nicht nur von der Kirche wieder und wieder zugerannt und zugeflüstert, sondern auch von der Familie, Fremden, Filmen, Liedern, großen Autobahnwerbungen, egal. Ein arabisches Wort, das auf all diesen Wegen weit verbreitet ist, ist عيب [A'ib] – die Scham vor der Schande. Ein Label breit genug, um so ziemlich alles zu beschämen: Die Existenz von Haaren an meinen Beinen, in meinen Achselhöhlen oder von kleinen, feinen Haaren in meinem Gesicht. Die Existenz von „Scham“-haaren. Die Existenz der Klitoris und all der Lust, die sie bringen könnte. عيب [A'ib] wie ich sitze oder gehe. عيب [A'ib] trifft besonders oft abweichende, andersartige Körper und Sexualitäten, die so als anders und abartig markiert werden, und damit trifft es besonders Queeres, nicht Konformes und nicht Binäres. Meine Eltern haben das zwar kaum direkt ausgesprochen, aber sie verstanden es, die einengenden stereotypischen Geschlechterrollen und Klischees zu verstärken und zu verhärten.

Das Absurde: Meine Eltern haben mich eigentlich in vielem bestärkt, als ich in Kairo in der Schule ausgegrenzt und gemobbt wurde, weil ich so aktiv und anders war, mit meinen kurzen Haaren, Hemden, und Flummi-Kollektion in der Hosentasche meiner Baggyhose, die ich mir selbst in der Jungenabteilung ausgesucht hatte. Meine Mama hat mir damals gesagt: „Kleidung ist unisex, wer kann denn darüber entscheiden, was du schön findest und was nicht“. Ich durfte wild sein als Kind, toben und Fußball spielen, mich als Zorro, Ninja-Turtle und König verkleiden (basically war ich damals schon Drag-King). Meine Eltern haben mir gezeigt: Lieber wild tobend in meinen „Tom-Boy“-Klamotten, als ein komisches Zerrbild zu erfüllen.

Irgendwie kamen wir dann nach Monaten und Jahren von „wir beten dafür, dass dir Gott hilft“ und „schau dir das an, hier können sie dir viel-

leicht helfen“ zu einem „wir sprechen nicht mehr darüber, aber wir sehen, dass es dir gut geht und wollen, dass es so bleibt“. So kam es also dazu, dass meine Eltern mich in Berlin besuchten, und wir aus Versehen in einer queeren Oper landeten. Sie haben mir nur gesagt: „Es war – ehm– schön.“ Haben mich umarmt und sind ohne viele weitere Worte zu ihrem Hotel gegangen. Ich bin mit meiner Partner*in in die andere Richtung gelaufen. Und zwei Tage später, an Halloween, steige ich auf die Bühne und performe als menstruierender Mann, der sich über die Angst vor Periodenblut und über beschämende Werbung von Menstruationsprodukten lustig macht.

Rückblickend erkenne ich, dass ich schon ziemlich früh das einengende, begrenzende, kontrollierende Shaming meines Seins und allem, was von toxisch-unerfüllbaren Normen abweicht, gespürt habe. Da habe ich, und ich denke, viele mit ähnlichen Geschichten gelernt, zu erkennen, was sich passend oder stimmig anfühlt und was urteilend und einengend, wovon ich mich distanzieren möchte. Ich habe früh gewusst: Vieles, was angeblich عيب [A'ib] ist, bereitet mir in Wirklichkeit keine Scham, sondern vielmehr Freude oder Gender-Euphoria. In den kleinen Freiräumen, die ich gefunden habe, konnte ich mich ausprobieren, lieber selbst herausfinden und experimentieren. Und ich wurde schon früh immer besser darin, Tabus zu erkennen und zu brechen, die für mich ohnehin nicht zu halten waren. Ich habe nicht versucht, eine Fassade nach außen aufrecht zu erhalten. Dabei habe ich mich oft allein gefühlt, bis ich Anschluss an die queere, nicht-binäre und Trans Community gefunden habe. In diesen Spaces habe ich Menschen getroffen, die ebenso viel Spaß am „aus dem Rahmen zu fallen“ haben und es feiern, Stereotypen zu dekonstruieren. Deren Mut und das Selbstbewusstsein, das sie dabei ausstrahlen, inspirieren mich. Ich verstehe diese Freude als Rebellion und Widerstand. Das Feiern des Andersseins lädt dazu ein, Scham in Stolz und Unsichtbarkeit in Sichtbarkeit zu verwandeln. Diese Freude ist nicht naiv, sondern zutiefst politisch. Sie macht deutlich, dass es möglich ist, in einer Welt voller Normen und Erwartungen, neue Wege der Zugehörigkeit zu finden und diese Wege mit Humor und Kreativität zu beschreiten. Zugehörigkeit muss keine Entweder-oder-Entscheidung sein, sondern ein Sowohl-als-auch.

Ob in Drag oder im Alltag, ich liebe es zu verwirren, kreativ Tabus zu biegen, zu strecken und zu brechen.

Ich feiere Fluidität und es fällt mir immer leichter, fließend mit Gender, Sexualitäten und Erwartungen zu spielen. Der spielerische Umgang hilft mir, mich mit strukturellen, gesellschaftlichen Problemen auseinanderzusetzen, Ballast über Bord zu werfen und queer- und fremdenfeindliche Normen zu sprengen, die bis heute als Überbleibsel kolonialistischer Gedanken bestehen. Ich möchte in meinem Sein, Binäres ständig hinterfragen und unterwandern. Geschlechter, Sexualitäten, Nationalitäten begreife ich als fluide. Statt Abgrenzungen zu verfestigen, können wir Brücken bauen, Beziehungen schaffen, Grenzen verwischen und Binaritäten auflösen. Elif Shafak schreibt von sich, sie sei eine "mixture of multiple belongings", Chimamanda Ngozi Adichie warnt vor dem "danger of a single story". Wir können uns in verschiedenen Geschlechtern, Sexualitäten, Nationalitäten zu Hause fühlen, und uns darin verwurzeln und vernetzen. Diese Erfahrung erzählen viele migrantisierte und rassifizierte Drag-Kings und Quings auf der Bühne, jedes Mal, wenn sie die Vielfalt und Komplexität ihrer Identitäten sichtbar machen. Dey weben Netze, von der Bühne bis ins Publikum - etwa als queeres, fluides Myzelium - Pilzwurzelnetzwerk.



**Das Feiern des
Andersseins lädt
dazu ein, Scham
in Stolz und
Unsichtbarkeit
in Sichtbarkeit
zu verwandeln.
Diese Freude
ist nicht naiv,
sondern zutiefst
politisch.**



Die Anderen: Menstruation – Ein Einblick ins Buch

„Ich registriere langsam beim Wach werden, meine Blase spricht zu mir und drückt unangenehm. „Guten Morgen, Janita, aufstehen!“ „Ich will aber nicht aufstehen.“ „Doch, du musst aufstehen! Los, du darfst keine Zeit verlieren!“

Ich weiß, es zu ignorieren bringt nichts. Trotzdem möchte ich nicht aufstehen, es ist doch so kalt und das erneute Einschlafen danach ist auch nicht einfach. Aber ich merke, da ist noch etwas anderes.

Plötzlich bin ich hellwach. Sitze sofort auf meiner Matratze. Denke: „Scheiße, Scheiße, nicht schon wieder!“ Es ist dunkel. Es ist noch mitten in der Nacht. Ich weiß nicht genau, wie viel Uhr es ist. Ich habe ja gar keine richtige Uhr. Meine Uhr ist die Straße unter meiner Brücke.

Die sagt mir, es ist zwischen zwei und vier Uhr nachts. Ein wirklich beschissener Moment für einen Toilettengang ohne Toilette. Heute ist es nicht nur meine Blase, die mich geweckt hat, heute ist es das ganze Programm. Ich weiß, jetzt muss ich ganz schnell aufstehen. Es sind draußen minus fünf Grad, gefühlt minus zehn. Draußen heißt außerhalb meiner Decke, außerhalb meiner Matratze. Eigentlich wollte ich möglichst lange die Nacht unter meiner Decke verbringen, um es warm zu haben. Aber in meiner



Lebensrealität läuft öfters etwas anders als gedacht, ohne dass ich einen Einfluss darauf habe. Fluss, genau, da war doch was. Los, raus in die Kälte, ich muss mir eine möglichst saubere Pappe suchen und gucken, dass ich irgendwo Klopapier herbekomme.

Vielleicht habe ich noch Tempos in meinem Rucksack. Notdürftig von Krümeln befreit und grob sauber gemacht, sollten sie für die nächste Stunde reichen. In der Zeit muss ich was anderes finden. Mit mir selber schimpfe ich wieder: „Mist, du hast schon wieder nicht dran gedacht! Du bist doch wirklich unfähig.“

Aber ich hätte doch wenigstens etwas einstecken können. Für das nächste Mal, für das Jetzt. Einfach in meinen kleinen Rucksack stecken. JJ mit dem Fluchrucksack nennen sie mich manchmal unter der Brücke... Ja, flüchten würde ich jetzt auch gerne, aber das geht natürlich nicht. Ich muss gucken, dass ich nicht meine

ganze Hose voll blute. Eine neue Hose müsste ich dann nämlich erst einmal besorgen. Dafür müsste ich durch die ganze Stadt laufen. Mit ständiger Angst, dass die provisorische Binde nicht hält. Meine Menstruation hält sich auch nicht an Öffnungszeiten von Einrichtungen.

Bitte lass es dieses Mal wenigsten nicht wieder so schmerzhaft werden wie das letzte Mal. Ich habe doch keine Wärmflasche, keine Medikamente. Ich stehe also mitten in der Nacht auf und hoffe einfach, dass es schnell vorbei ist. Hoffentlich werden es nicht sieben Tage.

Ich schäme mich. Darum sag ich auch dieses Wort nicht. Menstruation oder Periode. Ständig verstecke ich meine Weiblichkeit, vergesse schon selber, dass ich eine Frau bin. Ausgenommen diese Momente. Die kann man nicht ignorieren. Ich fühle mich schmutzig. Auf einer schmutzigen Matratze unter einer schmutzigen Brücke, während ich anfangen zu bluten...

Ich schäme mich. Darum sag ich auch dieses Wort nicht. Menstruation oder Periode. Ständig verstecke ich meine Weiblichkeit, vergesse schon selber, dass ich eine Frau bin. Ausgenommen diese Momente. Die kann man nicht ignorieren. Ich fühle mich schmutzig. Auf einer schmutzigen Matratze unter einer schmutzigen Brücke, während ich anfangen zu bluten...

So beschreibe ich als Frau in meinem ersten Buch „Die Anderen – die harte Realität der Obdachlosigkeit“ meine Erfahrung mit der Menstruation in der Obdachlosigkeit. Frauen stehen vor anderen, oft ungesesehenen Herausforderungen auf der Straße im Vergleich zu Männern. Die Menstruation ist eine davon. Was tun, wenn ich Binden, Tampons usw. brauche. In den Laden gehen und die Artikel kaufen, ist nicht die Antwort. Die Antwort lesen Sie in meinem Buch.

Die Angst vor Schwangerschaft nach einem sexuellen Übergriff ist einigen Frauen sehr bekannt, auch mir. Eine niedrigschwellige gynäkologische Versorgung ist in Deutschland kaum vorhanden für wohnungslose bzw. obdachlose Frauen. Die morgendliche Frage, wo kann ich auf ein WC gehen, ist für Frauen in Obdachlosigkeit ein ständiger Begleiter. Blasenentzündungen kennen nicht wenige meiner Leidensgenossinnen. Auch PMS (prämenstruelles Syndrom) Symptome wie Müdigkeit, Erschöpfung, Gelenk-, Rücken- und Kopfschmerzen, Schlaf und Verdauungsprobleme erschweren den Tag in Wohnungs- bzw. Obdachlosigkeit zusätzlich.

Frauen in der Obdachlosigkeit sind Meisterinnen im Tarnen ihrer wirklichen Lebenssituation. Für sie ist der Makel, auf der Straße zu leben, noch heftiger als für Männer, denn von Frauen wird ja nur erwartet, dass sie einen Mann finden, ihn heiraten und Kinder bekommen. Zack, wären sie versorgt.

Ja, diese Begründung habe ich oft gehört, als mir Personen mit Wohnung sagten, dass

Frauen gar nicht wohnungslos bzw. obdachlos sein bräuchten. Sie müssten nur einen Mann zum Heiraten finden.

Mit zunehmendem Alter kommen immer mehr gesundheitliche Probleme dazu. Auch die Wechseljahre, die nicht immer starke Symptome hervorrufen, aber doch bei einem Drittel der Frauen deutlich spürbar sind - und das mit starken Begleiterscheinungen, können in der Wohnungslosigkeit den Alltag dann noch einmal deutlich erschweren.

Meistens sind wohnungslose Frauen in einer tiefen psychischen und seelischen Krise. Spätestens die Wohnungslosigkeit macht krank. Es ist keine Lebensrealität, die Menschen einfach mal so ganz unbeschwert und ohne psychische und physische Folgen durchleben.

Bedingt durch Trennung oder Tod des Partners, Verlust der Arbeit, Flucht aus gewalttätigen Beziehungen, Altersarmut, Mietrückständen aber auch Eigenbedarfskündigungen und dem angespannten Wohnungsmarkt kommt es zum Wohnungsverlust.

Viele Menschen wissen nicht, dass Frauenhausplätze, die ein Schutzraum für Frauen und ihre Kinder aus gewalttätigen Beziehungen darstellen sollen, in manchen Bundesländern selber bezahlt werden müssen, wenn denn überhaupt ein Platz frei ist.

Auf meine Anfrage in Bezug Selbstzahlung, an den Frauenhauskoordination e.V., wurde mir schriftlich mitgeteilt Zitat: „[...] Die Finanzierung der Frauenhäuser ist auf Landesebene gere-

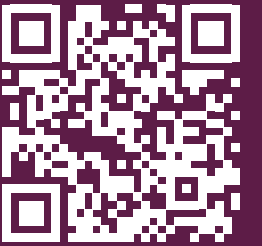
gelt, dass heißt, in verschiedenen Bundesländern gelten unterschiedliche Regelungen. Während die Frauenhäuser in manchen Bundesländern ganz oder teilweise pauschal finanziert werden, gilt in anderen Bundesländern eine Einzelfallfinanzierung für die jeweilige Bewohnerin. In diesen Fällen kann es dazu kommen, dass die Person den Aufenthalt ganz oder teilweise selbst finanzieren muss, wenn sie keinen Anspruch auf Sozialleistung hat. Dies stellt eine große Barriere für den Aufenthalt dar [...]“.

In der Pressemeldung: Bundesweite Frauenhaus-Statistik 2023, vom 08.10.2024 heißt es Zitat: „[...] Während 2013 noch 54 % der Frauen in der eigenen Stadt bzw. Kommune Schutz fanden, waren es 2023 nur noch 36 %. Gleichzeitig können jährlich tausende Schutzsuchende gar nicht aufgenommen werden: Laut einer bundesweiten Kostenstudie mussten die Schutzeinrichtungen allein im Jahr 2022 16.382 Frauen aufgrund von Platzmangel abweisen [...]“. Hat eine Frau keinen Anspruch auf Sozialleistungen, verdient zu wenig oder findet keinen Platz heißt das dann für die Frauen und gegebenenfalls ihre Kinder, bei Trennungswunsch vom gewalttätigen Partner in eine Wohnungslosenunterkunft zu gehen, sofern dort Platz ist oder doch weiter in der gewalttätigen Situation zu verharren.

Es gibt Frauen, die dann Zweckbeziehungen eingehen, um der Obdachlosigkeit oder auch dem gewalttätigen Partner zu entkommen. Niemand weiß, ob das wirklich besser ist, da dies oft sexuelle Gefälligkeiten nach sich zieht und die Frauen von einer Abhängigkeit in die nächste rutschen. Sie sind der Unsicherheit jeden Tag ausgeliefert, dieses Obdach auch zu verlieren, da sie nicht über einen eigenen Mietvertrag verfügen. Zusätzlich sind sie den Launen des Wohnungsbesitzers ausgeliefert. Eine Situation, die extrem belastend und gefährlich ist. Außerdem erreichen Unterstützungsangebote und Sozialarbeitende diese Frauen nur schwer oder gar nicht.

Frauen ohne Obdach aus fremden Ländern haben es noch einmal schwerer, da sie kaum Möglichkeit haben, die Sprache zu lernen, um sich halbwegs zu integrieren. Die Barriere zu Frauen aus fremden Ländern ist daher kaum überwindbar. Man kommt aus so unterschiedlichen Welten, spricht unterschiedliche Sprachen, dass man auch in der Obdachlosenwelt nicht wirklich zueinanderfindet. So zumindest meine Erfahrung. Es muss eine noch einmal stärkere Belastung sein, in einem fremden Land, mit einer fremden Sprache, ohne Wohnung, vielleicht sogar ohne Obdach da zu stehen.

Manche Frauen sind im Sommer auf der Straße und im Winter in einer Wohnung, weil

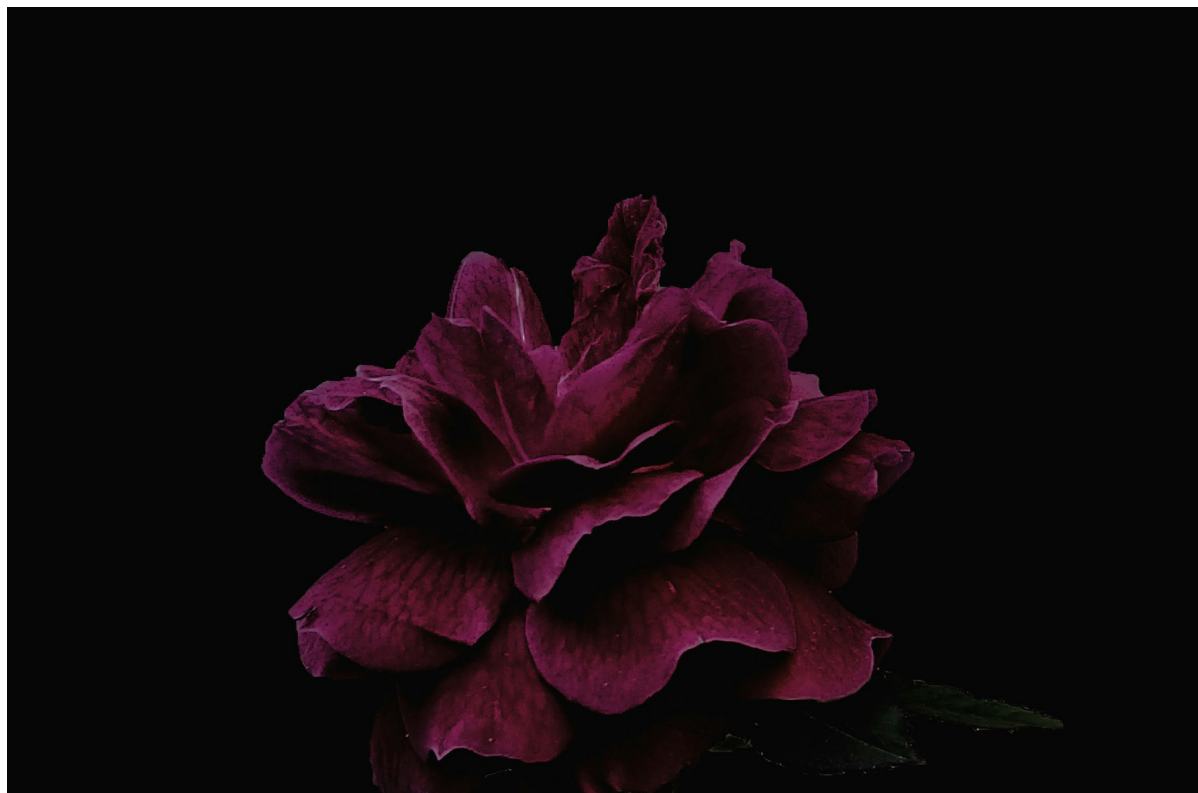


Frauen*, die ihre Stimme erheben wollen, genau die suche ich gerade. Wohnungslos, obdachlos, davon bedroht oder ehemals betroffen ist egal. Ganz gleich, ob anonym oder mit ihrem Namen. Mein 2. Buchprojekt sucht genau dich, die etwas zu sagen hat und das aufschreiben möchte. Es darf alles sein. Ein Gedicht, Forderungen an die Politik oder Gesellschaft, deine Erfahrung oder Bilder, gerne auch gemalt aus deinem Leben. Egal was, ich möchte Frauen* in einem geschützten Rahmen hörbar werden lassen. Hast du Interesse? Möchtest du weitere Informationen dazu?

Dann schreib mich an buchprojekt.juvonen@web.de

sie bei Männern schlafen, die ihnen Unterkunft bieten. Ich habe im Sommer und Winter unter (m) einer Brücke geschlafen. Am Anfang als Jugendliche habe ich Schlafangebote noch gutgläubig angenommen, bis es einmal so gefährlich für mich wurde, dass ich Berlin in einer Nacht- und Nebelaktion verlassen musste, weil ich an die falsche Person geraten war. Berlin habe ich danach über ein Jahrzehnt gemieden.

Einige der Frauen, denen ich begegnet bin, haben erwachsene Kinder. Manchmal wissen selbst diese nichts davon, dass ihre Mutter von Wohnungslosigkeit oder Obdachlosigkeit betroffen ist. Entweder, weil die Frauen alles dafür tun, dass der Schein gewahrt wird, oder weil die Mütter den Kontakt zu ihren erwachsenen Kindern aus Scham abbrechen, wenn die Gefahr besteht, dass ihre prekäre Lebenssituation aufliegt. Genau diese Scham muss allen Menschen in der Wohnungslosigkeit genommen werden. Es ist nicht so, dass sie Schuld sind an ihrer Situation. Sie haben nicht versagt. Frauen in Wohnungslosigkeit sind absolute Überlebenskünstlerinnen, aber das sollten sie nicht sein müssen!



Als ich geboren wurde, erhielt ich in einem geografischen Ort, der als Irak bekannt ist, den Namen Fanar. Erst später wurde mir bewusst, dass ich so heiße! Während ich jetzt schreibe, wurde mir klar, dass ich bereits das Alter 22 erreicht habe! Zudem bemerkte ich, dass ich ja auch als "Abiturient" sogar über Freizeit verfüge, und entschied mich, diese sinnvoll zu nutzen. Dabei entdeckte ich, dass ich mehr Hobbys und Interessen habe als mir Freizeit zur Verfügung steht. Ich gehe gerne spazieren und führe dabei Selbstgespräche, wobei ich Kopfhörer trage, um andere nicht zu erschrecken. Darüber hinaus engagiere ich mich aktiv für verschiedene gesellschaftliche Themen wie Menschenrechte, Umweltschutz und Demokratie. Ach, fast vergessen - das Schreiben und Lesen gehören zu meinen Leidenschaften! Besonders am Herzen liegt mir die Situation von Frauen und junge Mädels in meinem Heimatland Irak, da viele von ihnen nicht einmal die grundlegendsten Rechte, wie den Zugang zur Schule, Schutz oder das Recht auf Selbstbestimmung, genießen. Deshalb fühle ich mich verpflichtet, ihre Stimmen und Anliegen in einer entsprechenden Zeitschrift zu vertreten.

Frauen und Frauen

Text: Fanar Menther Haji
Foto: Unsplash

Ich, ja, ich will die Stimme der Frauen meiner Heimat sein
Sie sind ein Zufluchtsort verschiedener Generationen
Empfängerinnen, doch schutzlos, ohne Heim selbst daheim
Wie Gegenstände im Hausrat
Oder ein BAUM auf der Terrasse!
Sie sind unterdrückt
Versteckt und "geschützt"
Oft auch gesucht!
Das ist das Schicksal des Tresors!
Natürlich auch klein gehalten
Sie haben keine Mitsprache
Auch wenn es um ihr eigenes Leben geht!
Eine Gesellschaft, die Frauen "ehren"
Eine Gesellschaft, die Frauen VERACHTEN
Eine Gesellschaft, die Frauen abwerten
Eine Gesellschaft, dominiert von autoritären Männern!
Wie Ellipsen werden die Frauen behandelt
Klein und ein bisschen in meiner Heimat
Sie leben nur noch im Leid
In einer Knechtschaft!
In einer kleinen Welt!

Hier leben Frauen frei und offen

Hier haben Frauen Würde

Hier entscheiden Frauen für sich selbst

Hier haben Frauen eine große Welt

In der Heimat klein

Hier ebenbürtig

In der Heimat Fremdbestimmung

Hier Selbstbestimmung

In der Heimat Zwang und Selbstverleugnung

Hier Freiheit und SELBSTVERWIRKLICHUNG

In der Heimat Sinnlosigkeit

Hier Sinnhaftigkeit

Ja, ich will die Stimme der Frauen meiner Heimat sein

Sie sind ein Zufluchtsort verschiedener Generationen

Empfängerinnen, doch schutzlos und ohne Heim

Wie ein Gegenstand zu Hause!

Oder ein BAUM auf der Terrasse!

In diesem Gedicht, da spreche ich nicht

Von allen Frauen und Männern

Ob im Irak oder in Deutschland

Das ist meine Sicht

Über ÇÎYA



Die ÇÎYA-Zeitschrift ist eigeninitiativ ins Leben gerufen, um eine Bühne für nicht privilegierte, elitäre, hochakademisierte oder journalistische Schreibweisen zu kreieren.

Monzer Haider und Duleem Ameen Haji wollen mit ÇÎYA eine Plattform für flucht- und migrationsbezogene Themen schaffen. Monzer Haider (er/ihm) flüchtete 2013 aus Afrin, Syrien, und studierte Politik- und Islamwissenschaften sowie Philosophie und Islamische Theologie. Duleem Ameen Haji (er/ihm) flüchtete 2016 aus Dohata-Mosul, Irak, nach Deutschland und studiert Medizin.

ÇÎYA erscheint zweimal jährlich und bietet eine vielseitige Mischung aus künstlerischen, literarischen, analytischen und wissenschaftlichen Beiträgen in mehreren Sprachen. Sie dient als unabhängige Plattform, die die vielfältigen Stimmen und Perspektiven von geflüchteten, migrantisierten und marginalisierten Menschen sichtbar macht.

Der Name ÇÎYA, kurdisch für „Berg“, symbolisiert das Bestreben, die oft übersehenen Perspektiven im öffentlichen Diskurs hervorzuheben. Die Zeitschrift steht für eine demokratische Diskussionskultur und wendet sich gegen jegliche Form von Diskriminierung.



Impressum + Danksagung

Herausgeber & Redaktion: Monzer Haider & Duleem Ameen Haji

Layout & Bildredaktion: Simone Reeck

Social Media: Simone Reeck & Fanar Menter Haji

Erscheinungsdatum: Februar 2025

Bildnachweise: Angabe jeweils am Artikelanfang

Coverfoto: Rudy Tahlo

Die Entscheidung für oder gegen gegenderte Sprachformen lag bei den einzelnen Autor:innen. Die Texte in der Zeitschrift stellen keine Meinungsäußerungen der Redaktion dar.

Wir denken den folgenden Personen für ihre Unterstützung beim Korrekturlesen:

*Julia Männer
Lena Schmid
Lisa Hohmann
Louisa Beisel
Sadiq Zartila
Mo*

Herzlicher Dank an *Simone Reeck* für die kreative und ideelle Gestaltung der ÇÎYA-Zeitschrift.

Wir danken *Lukas Horndasch*, der uns bei der Erstellung der Spenden-Aktion geholfen hat sowie bei allen Spendenden, die mit ihrer Spende die Layout-Kosten übernommen haben.

Durch das Scannen dieses QR-Codes habt ihr weiterhin die Möglichkeit, uns finanziell bei der Veröffentlichung dritter Ausgabe zu unterstützen.



Wir danken allen Autor:innen für eure Offenheit, das Mitteilen persönlicher Erfahrungen und familiärer Geschichten. Ihr habt mit euren Emotionen und Worten den ÇÎYA-Raum mit Leben gefüllt.

Liebe Leser:innen, herzlichen Dank für Euer wertvolles Feedback zur ersten Ausgabe. Es hat uns bei der Gestaltung der vorliegenden Ausgabe enorm geholfen. Wir freuen uns auch weiterhin über konstruktive Rückmeldungen. Eure Gedanken und Anregungen sind uns sehr wichtig und tragen maßgeblich dazu bei, unsere Arbeit kontinuierlich zu verbessern. Bei Fragen oder weiteren Kommentaren könnt ihr uns jederzeit per E-Mail oder Instagram kontaktieren:

kontakt@ciya-zeitschrift.de
Instagram: @ciyazeitschrift

